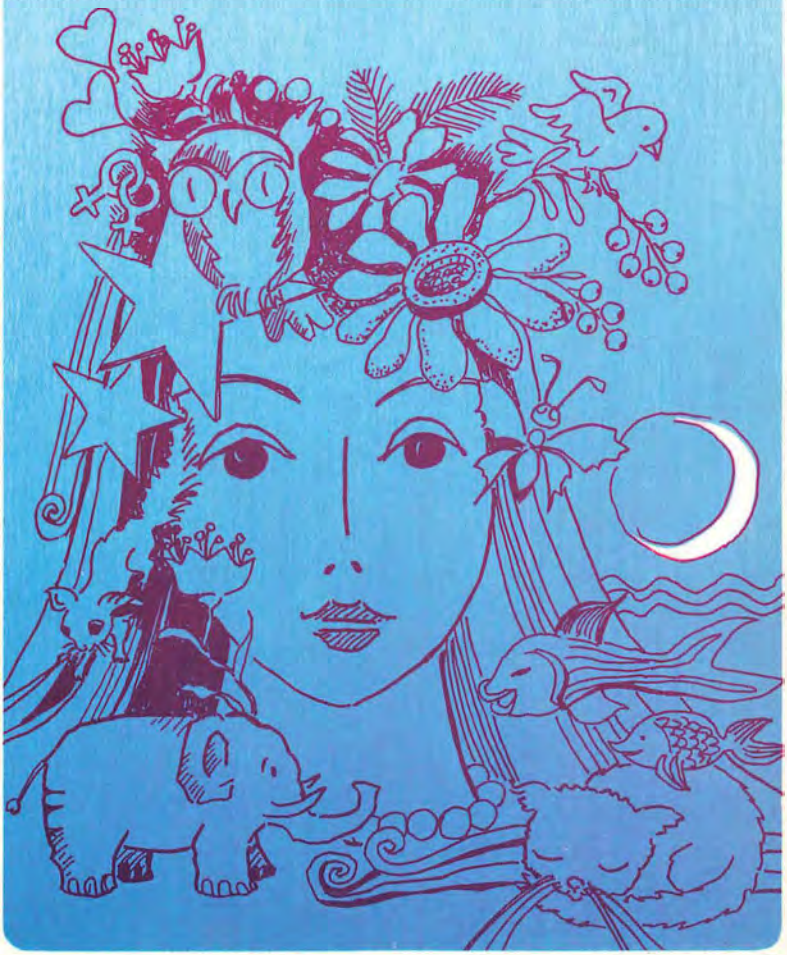
URSULA EGGLI

MÄRCHEN

und Geschichten über Geschichten



Ursula Eggli - Märchen und Geschichten über Geschichten

Ursula Eggli

MÄRCHEN

und Geschichten über Geschichten

für Rita

ISBN-Nr. 3-905-490-05-5

Copyright by Eigenverlag, Wangenstr. 27, CH-3018 Bern
Gestaltung: Magnus Berger, D-7801 Bollschweil
Zeichnungen: Ursula Eggli, CH-3018 Bern
Satz: Kaufm. Berufsschule Rossfeld, CH-3004 Bern
Druck: Werkstätte für Behinderte, D-7109 Krautheim/Jagst
Vertrieb: Frauenliteraturvertrieb
E. Ollenhauerstr. 231, D-62 Wiesbaden
Frauenbuchladen, Münstergasse 41, CH-3011 Bern

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Regen ist Segen	12
Allepont	20
Mabuu	21
Amsterdam - mɐbɹǝʇsɯA	23
Der fliegende Teppich	25
John, der Strassenmusikant	35
Der steinerne Elefant	44
Das kleine Elefäntchen	45
Ri-Ta im Himmel	51
Silvester in Venedig	70
Weihnachten	93
Die Puppe	97
Der Hund	102
Im Lande Pax	109
Stell Dir vor	112
Das Geheimnis	116
Das Rotstühlchen	142
Rotkäppchen	144
Hannchen und Gretel	145
Der Froschkönig	146
Dornröschen	147

Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Es gibt Märchen, Erzählungen, Geschichten: Jemand hat sie ausgedacht, aufgeschrieben und gedruckt. Jemand liest sie... Hinter jeder einzelnen Geschichte steht aber nochmals eine Geschichte: die Geschichte der Geschichte. Diese entstehen auf unterschiedlichste Art und Weise; Stimmung, Umgebung, Zeit, für wen sie bestimmt sind und warum, spielen dabei eine wichtige Rolle. So wird die Geschichte der Geschichte eine neue Geschichte. Im vorliegenden Buch habe ich meine alten und neuen Märchen gesammelt. Zu jedem Märchen gibt es eben noch eine Entstehungsgeschichte. Weil sie in unterschiedlichsten Stimmungen und zu verschiedensten Anlässen verfasst worden sind, unterscheiden sie sich sehr voneinander. Desgleichen die Bilder dazu. Ich hoffe, es macht Ihnen Spass, in diese Märchen Ihre persönliche Geschichte hineinzulesen und sie vielleicht sogar weiterzuspinnen.

Die erste Geschichte ***Regen ist Segen*** *ist wohl eine der ältesten, die ich in meinen Papieren gefunden habe. Natürlich gibt es noch ein liniertes Schulheft voller Märchen aus meiner Kindheit, die rechne ich nicht mit. Das* ***Regen ist Segen*** *habe ich für eine Arbeitsgruppe von Behinderten und Nichtbehinderten geschrieben. Wir wollten ein Hörspiel machen, und dieses Märchen eignete sich besonders gut dafür, weil viel Rede und Gegenrede darin vorkommt. Dazu Geräusche: das Heulen des Windes in der Sandwüste, das Trappeln der Kamelkaravane, das Prasseln des Regens... Sicher könnt Ihr dies alles auch hören, wenn Ihr Euch hinein versenkt.*

__Allepont__, __Mabuu__, __Amsterdam__. Die Mitglieder der Wohngemeinschaft lagen oder sassen im Kreis um Stine herum. Als Abschluss der WG-Sitzungen, die nicht besonders beliebt waren, lasen wir einander jeweils noch etwas vor, hörten gemeinsam eine Platte oder spielten ein Spiel. Heute war eben Stine an der Reihe. Sie las aus einem Buch "Die verborgenen Orte". Es waren skurrile Städtebeschreibungen. Das hat mich animiert, selber solche zu schreiben als Geschenk für Stine.

Viele Märchen sind auf Reisen entstanden. So auch __Der fliegende Teppich__. Fremde Bilder und Düfte regen zum Schreiben und Fabulieren an. Zur nachfolgenden Geschichte gibt es eigentlich nichts zu sagen, ausser: Wenn Ihr mich einmal zu Euch einlädt, besuche ich Euch auf dem fliegenden Teppich.

Die Geschichte __Der Strassenmusikant__ schrieb ich für Danielle, John's Freundin. Die beiden waren mit uns in Marokko. John war Strassenmusikant. Überall kannten ihn die Menschen und umschwärmten ihn. Durch ihn stiessen wir in diesem fremden Land auf offene Türen und Herzen. John ist gestorben. __Der Strassenmusikant__ ist ein kleines Andenken an ihn.

Auch __Der steinerne Elefant__ ist auf einer Reise entstanden - Sri Lanka, Paradiesinsel. Dort könnt Ihr ihn wiederfinden, den versteinerten, traurigen Riesenelefanten, auf dem sich Vögel und Eidechsen angesiedelt haben.

Elefanten gehören zu meinen Lieblingstieren. Logisch, dass sie mich auch immer wieder zu Geschichten anregen. Die vom __Kleinen Eleäntchen__ habe ich einmal meiner Freundin Rita zum Geburtstag ge-

schrieben. Später verwendete ich die Idee in "Die Blütenhexe und der blaue Rauch". Dort ist es ein kleiner Drache, der vom Himmel fällt und die Gefahr kennen lernt. Auch der singende Regenwurm kommt öfters in meinen Geschichten vor.

Meine Geschichten entstehen sehr zufällig und meist als Geschenk für eine bestimmte Person. Erst durch die Veröffentlichung verlieren sie einen Teil ihres privaten Charakters. Vielleicht kennen die einen oder anderen von Euch die beiden Bücher: "Fortschritt im Grimmsland" und "Die Blütenhexe und der blaue Rauch". Sie handeln von meiner Freundin, der Hexe Ri-Ta und sind aus einem Briefwechsel entstanden. ***Ri-Ta im Himmel*** *ist ein unveröffentlichter Teil von "Die Blütenhexe". Oft spinne ich auch Geschichten anderer Autoren und Autorinnen weiter. Glückasia ist das Land, aus dem Michael Endes Glücksdrache Fuchur stammt. Fuchur ist in "Die Blütenhexe und der blaue Rauch" gestorben. Aber Riurs, das junge Glücksdrächlein gibt es immer noch. Es ist unterdessen gewachsen.*

Silvester in Venedig *war auch ein Geburtstagsgeschenk für Rita. Wir hatten zusammen Silvester in Venedig verbracht und dabei waren uns die Hexenpuppen aufgefallen. Es gibt sogar ein Foto von dieser einen Lumpenhexe, die in der Geschichte wiedererscheint.*

Und mit ***Weihnachten*** *gleich nochmals eine Hexengeschichte: Aller guten Dinge sind 3; auch wenn 9 die Hexenzahl ist (3 x 3).*

Die Entstehung der Geschichte ***Die Puppe*** *war harmlos, direkt altmodisch. Mit meinem ersten mit*

Schreiben verdienten Honorar habe ich eine Puppe gekauft. Ich bin Puppennärrin. Es ist eine schöne, handgemachte Puppe, so gross wie ein kleines Kind. Aus einem Blödelianlass hat ein Freund Fotos gemacht von der Puppe und mir. Eine davon, mit der Geschichte zusammen, habe ich meiner Freundin Chantalle zum Geburtstag geschenkt. Leider hat dieses Märchen dann eine ganz brutale Eigendynamik bekommen, wie so oft bei meinen Geschichten.

Eine andere Zukunftsvision, ähnlich unbehaglich und grässlich, ist ***Der Hund****. Zum Glück hat diese Geschichte aber einen tröstlichen Schluss.*

Behinderte kommen öfter vor in meinen Geschichten. Ich selbst bin ja behindert. Ich bin auch die Freak-Fee mit den vier Rädern am Hintern. ***Im Lande Pax*** *und* ***Stell dir vor*** *sind von ganz anderer Art. Sie sind von dieser Realität-Phantasie-Mischung wie ich sie so sehr liebe. - Wo liegt die Grenze zwischen den beiden? Ja, wo liegt die Grenze zwischen Phantasie und Realität? Erfundene Figuren bekommen Eigenleben und machen sich selbständig. Und die Autorin kommt ins Zittern.*

Im Zuge der Frauenbewegung bemerkten plötzlich eine Menge Frauen, dass sie schreiben können und wollen. Die Bauchnabelschau-Bücher entstanden und wurden in der Szene begeistert gehandelt. Später war Mystik Trumpf. Als politisch denkender Mensch (meinte ich jedenfalls damals) habe ich mich über diese Strömung mokiert. Ich fand, das könne ich auch. An einem sonnigen Herbsttag, draussen im lauschigen Gärtchen unter dem Pflaumenbaum, ist das Symbolmärchen ***Das Geheimnis*** *entstanden. Je-*

de Bewegung, jeder Satz hat eine Bedeutung. Welche, und ob Sie damit einverstanden sind, überlasse ich der Leserin, dem Leser.

Es gibt Menschengruppierungen, die werden in Märchen nie oder nur sehr verschlüsselt erwähnt. Zum Beispiel Homosexuelle oder Behinderte. Darum habe ich auch die Freakgeschichten erfunden. Dort sind die Behinderten im Mittelpunkt, die freiwilligen oder unfreiwilligen Heldinnen und Helden. Man kann aber auch die bestehenden Märchen verändern. Viele haben es gemacht im Laufe der Jahre. Manchmal geschah es radikal, manchmal fast unmerklich der Zeitströmung entsprechend. Man kann Märchen verfremden. Besonders Rotkäppchen ist beliebt dafür. Er gibt verschiedene Bücher mit Rotkäppchenverfremdungen. Von mir gibt es darum am Schluss dieses Büchleins auch zwei Varianten davon, dazu noch drei weitere Verfremdungen: allen frauenliebenden Frauen gewidmet.

Ursula Eggli

Regen ist Segen

Nahe dem Mittelpunkt einer riesengrossen Sandwüste lebten in einem Sanddorf die Sandmenschen. Sie wohnten in sandfarbenen Zelten in Familienclans beisammen und hatten keine anderen Interessen als Kamele besitzen und Slod spielen.

Slod spielten zwar nur die Männer, und auch die Kamele gehörten den Männern. Die Frauen hatten die Zelte sauber zu halten, was bei dem vielen Sand gar nicht so einfach war, und den Männern, die beim Slodspielen sassen, den sandfarbenen Tee zu servieren.

Jahr für Jahr spannte sich ein hoher, blauer Himmel über der riesengrossen Wüste. Und Jahr für Jahr wehte der Wind den Sand rund um das Dorf zu immer neuen Mustern und Landschaften.

Eines Tages wurde ein kleines, unwertes Mädchen im Sandmenschendorf geboren und bald zeigte sich, dass das kleine Mädchen irgendwie anders war als die anderen Kinder. Kaum konnte es reden, hatte es fortwährend etwas zu fragen und dies war bei den Sandmenschen eher ungewöhnlich. Das kleine Mädchen hatte auch immer sehr viel zu sinnieren. Besonders ein Wort, das es mal bei einer vorbeiziehenden Karawane aufgeschappt hatte, beschäftigte seine Gedanken: - Regen!

Es fragte seine Mutter: "Mama, was ist Regen?" Weil Frauen aber bei den Sandmenschen dumm gehalten werden, antwortete die Mutter nur: "Nicht fragen, Kind. Bring deinen Brüdern den Tee!"

Da fragte das Mädchen den Vater: "Papa, was ist Regen?" Weil Sandmänner aber nicht gewohnt sind, dass Frauen das Wort an sie richten, beachtete der Vater das kleine Mädchen gar nicht und

spielte weiter Slod. Nur die alte, weise Grossmutter, die so alt war, dass sie nicht mehr Zelte sauber halten und Tee servieren musste, nahm das kleine Mädchen zur Seite und flüsterte: "Regen ist Segen, der vom Himmel kommt."

"Regen ist Segen, der vom Himmel kommt? Regen ist Segen, der vom Himmel kommt..." murmelte das kleine Mädchen Tage und Nächte laut vor sich hin. Regen ist Segen, der vom Himmel kommt... Doch die Worte ergaben ihm keinen Sinn, sooft es sie auch drehte und wendete. Eines Tages beschloss es, diesen Regensegen zu suchen. Es wickelte sich in seine sandfarbene Decke und machte sich auf den Weg. Viele, viele Tage stapfte es durch die sich immer verändernden Sandmuster, Sandhügel und Sandtäler, Sandflüsse und Sandgärten. Manchmal musste es sich zum Schutz vor Sandstürmen tief in eine Mulde eingraben. Oft war es nahe am Verdursten, bis es wieder einen rettenden Kaktus fand.

Langsam veränderte sich seine Umgebung. Der Sand wurde immer fester und aus dem Boden stiessen sonderbare, grüne Schnüre und Lappen. Auch Blumen gab es, duftend und vielfältig, ähnlich wie Kakteen und doch gar nicht gleich. Die Blumen hier schwankten auf langen Stengeln und hatten keine Stacheln.

Das kleine Mädchen war erfüllt mit Staunen, aber seine Verwunderung konnte es nicht mehr fassen, als es in einer Rinne etwas reichlich fliessen sah, was es zu Hause als grosse Kostbarkeit kennengelernt hatte: Wasser! Daheim hatte man Wasser in

Lederschläuchen weither geholt und jeden Tropfen sorgsam bemessen. Hier floss dieses Wasser mit murmelnder Geschwindigkeit, und immer neues, reines Wasser eilte nach. Entzückt tauchte das kleine Mädchen seine Finger in das klare, kühle Nass und folgte der Rinne.

Wieder wanderte es Tage um Tage. Das Wasser in der Rinne wurde grösser und stärker. Andere Wasser flossen dazu und nach zwei Monden Wanderschaft war aus der Rinne ein breites Flussbett geworden.

An einem Seitenarm suhlte sich ein grosses, fleischiges Tier. "Wer bist du?" fragte das kleine Mädchen. "Ich bin das Flusspferd", sagte das grosse Tier. "Woher kommst du, dass du mich nicht kennst?"

"Weisst du, was Regen ist?" "Dumme Frage! Regen ist Wasser." "Ist Regen nicht Segen, der vom Himmel kommt?" "Papperlapapp, Regen ist Regen, schöner ist Schlamm, uaaah!" grunzte das Flusspferd, drehte sich um und liess sich ins moorige Wasser gleiten.

Viele Tage weiter sah das kleine Mädchen neben dem Fluss etwas blinken. Es war eine kreisrunde Scheibe, die alles zurück warf, was sich in der Nähe befand. Das Mädchen beugte sich darüber und sah ein braunes Gesicht mit fragenden Augen. Doch plötzlich zersprang das Gesicht in viele auseinandergleitende, farbige Kreise und ein winziges, goldenes Wesen streckte seinen Kopf aus dem Wasser.

"Wer bist du?" fragte das kleine Mädchen erschrokken. "Was fragst du so blöd, siehst du nicht, dass ich ein Fisch bin", blubberte der Fisch. "Weisst du, was Regen ist?" "Regen, Regen, dies ist eine Regenpfütze, in der ich schwimme. Dummerweise bin ich beim Hochwasser da hinein geraten. Aber das

ist ein gefährlicher Ort, das Wasser versickert. Seit gestern habe ich schon die Hälfte weniger Raum." "Weniger Raum? Hier, rundherum ist doch noch eine Menge Raum", wunderte sich das Mädchen.

"Das ist kein Raum", das ist Luft, pfui!" rief der Fisch angewidert und schwamm aufgeregt im Kreis herum. "Luft, Luft, gefährliche, trockene Luft, pfui, pfui!" Das kleine Mädchen wusste nicht recht, was an der Luft so gefährlich sein sollte, aber es fragte mitfühlend: "Kann ich dir helfen?" Der Fisch hörte auf, seine erregten Kreise zu ziehen und schwamm ganz zu dem kleinen Mädchen hin. "Richtig, das ist eine Idee. Forme deine Hände zu einer Schale, lass mich reinspringen und wirf mich in den Fluss."

Das kleine Mädchen tat, wie ihm befohlen war, und trug das winzige, goldene Wesen zum grossen Fluss. Der Fisch verschwand in den Wellen, ohne Dank. Und das kleine Mädchen setzte sich wieder an den Rand der kleinen Pfütze. Es war traurig, dass der hübsche Fisch weg war. Es hätte auch gerne nochmal sein Gesicht im Wasserspiegel betrachtet. Aber dieser war jetzt kalt und tot.

Tage später geschah etwas, was das kleine Mädchen noch nie erlebt hatte. Riesige, verschwommene, graue Kamele erschienen vom Rande der Welt und füllten bald den ganzen Himmel. Eine gewaltige Stimme donnerte zwischen den Kamelen hervor und grelle Lichter zuckten über die Höcker. Und dann fiel plötzlich Wasser vom Himmel herunter und prasselte kalt und stechend auf des Mädchens

blosse Haut und auf die Büsche und Bäume rund herum. "Au, au, au!", schrie das Mädchen erschrocken. "Was ist denn das Schreckliches? Ihr Kamele, warum bespuckt ihr mich?"

Vom Boden tönte eine kleine Stimme:
"Regen, du himmlisches Nass,
bring mir nochmals ein Fass,
so kann ich mich winden und drehn
und möchte vor Wonne vergehn."
Zu Füssen des Mädchens ringelte sich ein grauer Wurm und sang vergnügt vor sich hin.

"Wer bist du?" fragte das Mädchen. Der Wurm verknotete sich vor Freude in sich selber. "Was ich bin - ? Ich bin der Re-Re-Re-Re-Regenwurm. Regenwurm!..." Jetzt wurde das kleine Mädchen ganz aufgeregt: "Was, du bist der Regen? Bist du Segen von oben?" "Ha ha ha, Segen von oben, Segenwurm! Ich bin der Re-Re-Re-Regenwurm, nur Wurm, verstehst du? Und du, du, du, stehst im Regen." "Was ist Regen?" "All dieses köstliche Nass, das vom Himmel kommt, köst-lich!"

Nun war das kleine Mädchen aber sehr enttäuscht. Regen hatte es sich viel schöner vorgestellt. Es wollte den lustigen Wurm fragen, was denn dies alles mit Segen zu tun habe, aber der war verschwunden. Doch der Regen war jetzt auch gar nicht mehr so unangenehm. Weich wurde er und zärtlich wie Grossmutters Hände. Und wie sich die grauen Kamele vom Himmel wegschoben, hörte der Regen mit sanften Tropfen langsam auf.

Dann stand das Mädchen plötzlich in einem gelbleuchtenden Licht. Der Busch, unter den es sich gesetzt hatte, war über und über mit goldenen Blüten besetzt, die sich in langen Dolden der Erde zuwandten, so wie Regen, goldener Regen, Goldregen.

Das Mädchen plückte sich ein Zweiglein und ging verzaubert ein paar Schritte weiter. Da verwandelte sich das gelbe Licht in einen orange-roten milden Schein. Etwas weiter wurde alles dunkelrot, Steine, Bäume, selbst das Zweiglein in des Mädchens Hand.

Das kleine Mädchen war genau an den Fuss eines riesigen Regenbogens geraten, der sich von einem Ende zum andern über den klarer werdenden Himmel spannte. Dies geschieht nur sehr, sehr selten einem Menschenkind.

Das Mädchen begann in dem duftenden, farbigen Licht emporzusteigen, immer weiter, immer höher. Ein Regenwurm hat später in Reimen davon gesungen, dass er das Mädchen weit oben am Himmel und klein wie eine Mücke zwischen Wolkenburgen habe verschwinden sehen. Aber da er als Witzbold galt, glaubte ihm niemand.

Allepont

Wenn der Wanderer nach Allepont kommt, zeigt sich ihm ein seltsames Bild. Das heisst: Es zeigt sich ihm eben gar kein Bild. Oder noch eher: Es zeigt sich ihm ein Bild, das nicht das Bild von Allepont ist, das nichts mit Allepont gemein hat.

Stell dir vor, du bist der Wanderer. Lange bist du durch die unendliche Steppe gewandert, in die dich das Schild 'Allepont' gewiesen hat. Bald bist du erschöpft, denn es ist mühsam, über den unebenen Grund zu gehen. Er ist durchsetzt mit Sträuchern, die ihre Stacheln in deine wunden Füsse schleudern. Du stützt dich auf einen Stock. Plötzlich merkst du, dass das Gehen einfacher wird. Verwundert betrachtest du den Boden: Er ist sandig und uneben wie zuvor. Doch deine Füsse gehen leicht und angenehm wie über eine gepflasterte Strasse. Über deine heissen Schultern gleitet kühler Schatten. Du hörst Autos fahren, Kinder schreien und Frauen plaudern.
"Begleiten Sie mich zum Casino?" sagt eine dunkle Stimme an deinem Ohr und eine andere antwortet: "Aber gerne, mein Herr." Doch wenn du erstaunt deine Augen gegen die untergehende Sonne richtest, siehst du nichts als die glühende Wüste. Du stösst mit dem Kopf gegen eine Häuserwand, und du wirst feucht, weil du zu nahe an einem rauschenden Springbrunnen vorbei gehst. Doch du siehst nichts ausser den dornigen Sträuchern. Du kannst alle Annehmlichkeiten Alleponts geniessen, aber es offenbart sich dir nicht als Bild. Hilfreiche

Hände halten dich zurück, wenn du fast von einem unsichtbaren Auto überfahren wirst; unsichtbare Hände bieten dir süss mundende, unsichtbare Früchte.

Allepont ist eine grosse, fröhliche Stadt, doch du tappst durch seine Strassen wie ein Blinder.

Mabuu

Mabuu bietet für unsere Augen ein seltsames Bild: Die Häuser dieses Ortes stehen auf dem Kopf. Es sind sonst ganz gewöhnliche Häuser und Keller, Erdgeschoss, ein oder zwei Stockwerken und einem Giebel, ganz so wie überall. Aber die Häuser stehen eben auf dem Kopf, das heisst: auf dem Giebel. Die Bewohner von Mabuu müssen ihre Häuser mit komplizierten Gerüsten und Hilfsmauern stützen, sonst würden sie umkippen. Am schwierigsten ist das bei der Kirche. Zum Glück hat diese keinen besonders hohen Kirchturm. Aber auch so war es schwierig, die Kirche so abzustützen, dass sie auf der Kirchturmspitze steht. Auf den goldenen Hahn musste man wohl oder übel verzichten. Lange lag er neben der Kirchturmspitze. Später hat ihn jemand, wahrscheinlich der Sohn des Bürgermeisters, in die lockere Erde von Bürgermeisters Hühnerhof gesteckt. Dort steht er nun, golden glänzend, inmitten der Hühnerschar.

Das Leben ist nicht einfach in Mabuu. Bei starkem Wind kann es vorkommen, dass Häuser, trotz ihrer Gerüste und Verankerungen, einfach umkippen. An den Sonntagen läuten die Glocken in Mabuu länger als anderswo, weil es immer eine Weile dauert, bis alle Leute die Strickleiter bis zur Kirchenpforte hinaufgeklettert sind. Besonders schwierig wird es an Tauftagen. Die Täuflinge werden in kleinen Körben hinaufgezogen, aber es sind auch schon kleine Kinder rausgekrabbelt und vor den Augen der entsetzten Kirchgänger zu Tode gestürzt.

Man könnte nun denken, die Mabuuaner seien alle ein wenig seltsam. Sonderlinge vielleicht, Käuze... Keineswegs! Die Bewohner von Mabuu sind gewöhnliche Leute wie du und ich. Sie gehen ihrem Tagwerk nach wie andere auch. Aber wenn man sie fragt, warum sie ihre Häuser so unpraktisch bauen, setzen sie ein hintergründiges Lächeln auf und gehen schweigend von dannen.

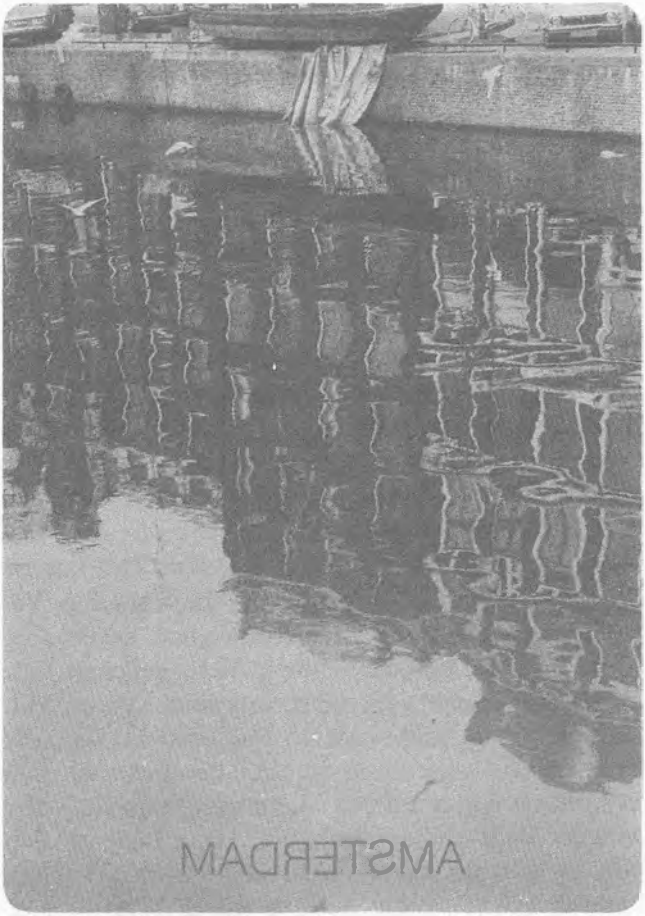
Nur ich weiss das Geheimnis. Mabel, die älteste Einwohnerin von Mabuu hat es mir verraten: "Dann, wenn sich die Welt einmal umdreht", kicherte sie listig zwischen den gelben Zahnstummeln hervor, "sind wir Mabuuaner die einzigen, deren Häuser richtig stehen."

Amsterdam – mɒbrɘtsmA

Ob du errätst, an welche Stadt ich jetzt denke: Schmale, mit kunstvollen Giebeln geschmückte Häuser stehen dicht nebeneinander. Wasserkanäle durchziehen die Stadt: die Bewohner nennen sie Grachten. Viele, viele schwarze Velos, freundliche Menschen. Im rosa Viertel sitzen in Schaufenstern Freudenmädchen mit ihren Teddybären und Siamkatzen und warten auf Freier.

Ich sehe dich schmunzeln. Amsterdam! rufst du. Amsterdam, das ist doch nicht schwierig. Amsterdam, die Grachtenstadt.

Nein - falsch! Ich denke nicht an Amsterdam, ich denke an mɒbrɘtsmA, die Spiegelstadt, die Wasserstadt. Diese Stadt in den Kanälen. Oft kannst du sie ganz deutlich sehen, siehst die Menschen Velo fahren, mit Einkäufen vorbeieilen, siehst eine Frau aus dem Fenster lehnen. Aber vielleicht fällt in diesem Moment ein Blatt von einem Baum Amsterdams nach mɒbrɘtsmA. Das bewirkt, dass die Frau, die du eben noch deutlich gesehen hast, sich in hundert Ringe auflöst. Manchmal herrscht in der ganzen Stadt trübe Stimmung. Dann hüllt sie sich ein, so dass du kaum noch was von ihr erkennen kannst. Auch wenn Schiffe durch Amsterdams Kanäle fahren, zieht mɒbrɘtsmA sich zurück. Warum hat sie nie jemand erforscht. Ich sage dir, Amsterdam ist eine sehr geheimnisvolle Stadt.


AMSTERDAM

Der fliegende Teppich

Sie hatten ihr Auto, einen roten Fiat, in der Nähe des Souk's abgestellt. Wie gewohnt hatte die in Farbe darauf gemalte, vollbusige Nixe sofort eine Schar Neugieriger angezogen. Schnatternde Kinder und Erwachsene drängten sich davor. Die drei fanden es darum sicherer, das Auto für ein paar Münzen von einem der vielen Aufseher bewachen zu lassen. Als sie jedoch, beladen mit all den Dingen, die sie sich auf dem Markt eingehandelt hatten, zum Auto zurückkehrten, sahen sie einen schwarzen Schatten darum herumstreichen. "Ein schönes Auto, a very good car, une bonne voiture", sagte der dicke Mann, der von Kopf bis Fuss in einen dunkel gestreiften Mantel gekleidet war, wie sie im Lande üblich waren. Die Kapuze hatte er weit über den Kopf gezogen. Man sah kaum seine Augen über der spitzen Nase.

"Der Kerl ist mir unheimlich", meinte Rita und warf die Einkäufe im wilden Durcheinander hinten in den Kofferraum. Res lachte unsicher, sagte "yes, yes" und "scho guet, mir bruched nüt" und zusammen hoben sie die gelähmte Ursula auf den Vordersitz.

Aber sie konnten nicht wegfahren. Der Fremde schob seinen Kopf zum offenen Fenster hinein und fragte in perfektem Deutsch: "Wollen sie das Auto verkaufen? Ich bin Händler und biete einen guten Preis."

"Nix", fauchte Rita und kurbelte das Wagenfenster hoch, so dass er wohl oder übel seinen Kopf zurückziehen musste. "Verschwinden sie, wir verkaufen nichts!"

Doch sie konnte noch immer nicht fahren. Der aufdringliche Marokkaner stellte sich vor den Kühler und fuchtelte mit den Armen. "Guter Preis, ungewöhnlicher Preis!"

Energisch ruckte Rita den Rückwärtsgang ein, machte einen Bogen und fuhr mit heulenden Reifen davon. "So ein blöder Kerl!"

Am Abend, als sie auf dem Campingplatz ihr Zelt aufstellten, war er schon wieder da. Er strich mit der Hand über das rote Blech des Autos wie ein Pferdehändler, der mit Kennermiene die runden Flanken eines wertvollen Pferdes tätschelt. Dann näherte er sich Res und sagte: "Ich kaufe den Wagen. Schönes Auto, schönes Auto."

"Jetzt langt es mir aber", schrie Rita hysterisch und verschwand im Zelt, während Res versuchsweise fragte: "Wieviel?" "Ich werde ihnen einen guten Preis bieten", sagte der Händler höflich. "Ich werde etwas tauschen mit ihnen, das um ein vielfaches mehr wert ist als ihr Wagen."

"Wieviel?" fragte nun auch Ursula neugierig. Der Händler machte eine tiefe Verbeugung: "Sehr viel, Madame." Er wandte sich wieder an Res: "Kommen sie, kommen sie in meine Verkaufshalle. Ich zeige es ihnen."

Aus dem Zelt tönte es: "Untersteht euch!" Und Ursula sagte: "Vielen Dank, Monsieur, wir verkaufen nicht."

Der Händler ergriff Res am Arm, zog ihn mit sich davon und flüsterte ihm etwas ins Ohr, aber Res sagte laut: "Ich habe dazu nichts zu sagen. Das Auto gehört den beiden Frauen."

Der Händler drehte sich um und blickte überrascht auf Ursula, die im Rollstuhl vor dem Zelt sass. "Überlegen sie es sich, Madame", sagte er mit einer tiefen Verbeugung, die fast den Boden erreichte. "Sie werden es nicht bereuen, ich biete einen ungewöhnlich hohen Preis." Dann war er im Dunkeln verschwunden.

Am nächsten Morgen streiften sie nochmals durch den Souk; letzte Souvenirs kaufen, letzte Gelegenheitskäufe erhandeln. Plötzlich hörten sie eine bekannte Stimme: "Ich wusste, dass sie vorbeikommen würden. Treten sie ein, treten sie ein."

Im Tor einer grossen Teppichhalle stand der aufdringliche Händler vom Tag zuvor und lächelte breit und hintergründig. Er ergriff Ursulas Rollstuhl und zog sie zwischen den Teppichen hindurch in den dunklen Eingang. Andere braune Hände packten zu, und kaum dass sie sich versah, sass sie in einer düsteren, muffig riechenden Höhle und hatte eine Tasse duftenden Tee in den Händen. Eine Menge Männer und Kinder drängten sich im Hintergrund oder sassen mit gekreuzten Beinen auf dem Boden.

Rita und Res mussten wohl oder übel folgen. "So eine Frechheit", schimpfte Rita, aber schnell wurde auch ihr freundlich lächelnd eine Tasse in die Hand gedrückt, und Ursula sagte im Ton einer Geschäftsfrau: "Was also haben sie zu bieten für unser Auto?"

Der Händler lächelte höflich verweisend. "Bei euch Europäern muss immer alles so schnell gehen. Bei uns im Orient heisst es: "Guter Handel will Weile haben." Er winkte mit einer Handbewegung zwei Burschen heran und schnarrte ihnen einen Befehl zu. Die beiden nickten grinsend und verschwanden geräuschlos in den hinteren Teilen des dunklen Gewölbes. Neugierig sah ihnen Ursula nach, aber sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen und gleichmütig mit dem Händler zu plaudern. Der liess nun ein kleines Pfeifchen herumgehen, das er mit grossartigem Zeremoniell gestopft hatte.

"Nimm aber nicht zuviel", flüsterte sie Rita zu, während sie vorsichtig den Rauch einzog. "Wer weiss, was es darin hat und was er uns vormachen will."

Nach einer Weile kamen die zwei Gehilfen zurück und entrollten sorgfältig einen Teppich in der Mitte der Runde. Es war ein alter Teppich. Er musste einmal sehr schön gewesen sein, geknüpft in verschlungenen, kunstvollen Mustern. Aber jetzt waren die Farben verblasst und die Ränder ausgefranst.

Ursula und Res blickten verblüfft und Rita lachte

gereizt. "Dieser abgeschabte Teppich gegen unser Auto..? Der spinnt wohl."

Der Händler stand auf und verbeugte sich würdevoll. "Dies, was sie hier sehen, meine Damen und mein Herr", sagte er in stark akzentuiertem Deutsch, "ist einer der letzten fliegenden Teppiche in Marokko. Ein Teppich von ungeheurer Kostbarkeit."

Res lachte laut heraus und Rita stand auf. "Komm wir gehen." Ursula schüttelte den Kopf. "Wart's doch ab."

Während Rita die Bremsen am Rollstuhl löste, schimpfte sie vor sich hin. Ursula sagte bestimmt: "Lass mich. Setz dich hin!" Zum Händler gewandt fragte sie: "Wie können wir wissen, dass dieser fliegende Teppich wirklich fliegt?"

"Indem sie ihn ausprobieren", sagte der Händler. "Setzen sie sich darauf", befahl er Rita, die verblüfft gehorchte.

Sogleich hob sich der Teppich sanft, in einer leichten Wellenlinie, in die Höhe. Plötzlich schwebte er vor der Nase der im Kreise hockenden Menschen und dann über ihren Köpfen.

"Hilfe, ich will runter", schrie Rita und klammerte sich an den Rand. Die versammelten Marokkaner klatschten begeistert in die Hände.

Ursula vergass das Schlucken, aber sie fasste sich

schnell. Während der Teppich langsam wieder dem Boden zuschwebte sagte sie spöttisch: "Eine gute Schau, wirklich. Der Trick kann sich sehen lassen."

Der Händler wirkte gekränkt. "Das ist kein Trick, Madame. Dies ist ein echter fliegender Teppich. Ich würde dieses seltene Wunder gegen ihr Auto tauschen."

Ursula schüttelte zweifelnd den Kopf. "Für das Geheimnis dieses Zauberteppichs könnten sie in Europa Tausende bekommen."

Der Händler verneigte sich mit verschränkten, in den weiten Ärmeln seines Gelabas versteckten Armen. "Ihr Auto gefällt mir, Madame. Es ist mir Tausende wert."

Rita war vom Teppich weggesprungen wie von einer giftigen Schlange und Res trat näher, um ihn kopfschüttelnd zu untersuchen.

Der Händler fasste den Teppich an einer Ecke und zog ihn hinter sich her, dem Ausgang zu. "Selbstverständlich können sie eine Probefahrt machen", sagte er hochmütig. Res folgte ihm neugierig, und Rita schob Ursula hinaus. Vor dem Geschäft legte der Händler den Teppich auf den Boden und setzte sich im Schneidersitz darauf. Mit der Hand wies er auf den Platz hinter sich. "Steigen sie auf!" Res folgte dem Befehl wie in Trance.

Im Nu hatte sich eine schnell grösser werdende Menschenmenge rund um sie versammelt. Männer

mit den unterschiedlichsten Kopfbedeckungen, schnatternde, verschleierte Frauen und die unvermeidliche Traube kichernder Kinder.

"Ich will nicht mit", protestierte Ursula, aber Rita schob sie verbissen im Rollstuhl hinter den Händler. Schon hob sich der Teppich ruhig und geräuschlos in die Höhe.

Der Teppich mit den vier Personen darauf schwebte wirklich, schwebte aufwärts, höher und höher, hoch über die gaffende Menge empor und über die Flachdächer der Häuser. Bald schon lag Fez unter ihnen wie ein glitzernder Edelstein. Weisse Würfel türmten sich übereinander, und sie sahen von den Plätzen und den Dachterassen winzig kleine Menschen winken.

"Höher, höher!" rief Ursula. "Ich will wieder runter", jammerte Rita. "Zur Moschee", befahl Res und "zum Auto" der Händler.

Der Teppich geriet in wild schlingernde Bewegungen, wollte gleichzeitig rauf und runter und hätte sie um ein Haar abgeworfen. Nur der Umstand, dass Res sich auf der einen und Rita auf der anderen Seite an den Rollstuhl klammerten und so ein gewisses Gleichgewicht schafften, bewahrte sie vor dem Hinunterstürzen.

"Zum Auto, um Allahs Willen und beim Barte des Propheten", schrie der Händler und funkelte sie böse an. "Ihr dürft nicht alle gleichzeitig wünschen, der Teppich kann nur einem Willen gehorchen."

Der Teppich flog nun wieder leicht und sanft durch die Lüfte, und Ursula, Res und Rita begannen die Fahrt zu geniessen. Der Himmel spannte sich wie eine blaue Seidenglocke hoch über ihnen bis zum Horizont. Vor ihnen erhoben sich gelb-grüne Berge. Aber schon wuchs ihnen der Boden entgegen. Sie sahen unter sich das Zelt wie eine blaue Blume und daneben das Auto als roten Fleck.

Elegant setzte der Teppich auf, und sie merkten keinerlei Erschütterung, als er den Boden berührte. "Eine sanfte Landung hat er, das muss man sagen", lachte Res. Ursula schüttelte verwirrt den Kopf. "Ich muss träumen, anders kann ich es mir nicht erklären." Der Händler setzte eine geschäftige Miene auf und untersuchte das Auto nochmals von allen Seiten. "Nun", fragte er, als er die Inspektion beendet hatte, "sind sie einverstanden mit dem Tausch?"

Benommen nickte Ursula mit dem Kopf. "Wenn das doch alles nur ein Traum ist, kann ich geradesogut ja sagen."

Der Händler setzte sich wieder mit gekreuzten Beinen auf den Teppich, zog Papier und Stifte aus einer Tasche seines weiten Mantels und sah sie fragend an. "Auf wen darf ich den Tauschvertrag ausstellen?" "Wir sind zusammen die Besitzerinnen", sagte Ursula und deutete auf Rita. Der Händler runzelte die Stirne. "Zwei Willen, das würde schlecht gehen. Ist nicht eine von euch beiden die Herrin?" Rita schüttelte heftig den Kopf, und Ursula sagte: "Der Vertrag ist auf uns beide auszustellen."

Das Weitere geschah wie im Traum, aber mit wilder Geschäftigkeit. Res räumte das Auto aus, und Rita strich wehmütig ein letztes Mal über das staubige Blech. Ursula übergab dem Händler den Autoschlüssel. Schon sass er hinter dem Steuer und brauste davon.

"Jetzt müsste ich langsam erwachen", sagte Ursula und blickte verwirrt auf den unordentlichen Haufen Gepäck auf dem Boden und auf den schäbigen Teppich daneben.

Aber sie erwachte nicht. Rita und Res setzten sich nebeneinander auf den Teppich und schauten erschreckt dem entschwundenen Auto nach. "Wir sind einem Betrüger aufgesessen und nun sitzen wir da mit dem ganzen Bagage. Du bist schuld, Ursula, du hast ihm das Auto geschenkt."

Schuldbewusst blickte Ursula auf das Papier in ihren Händen und sagte zweifelnd: "Aber vielleicht fliegt er ja wirklich." Rita lachte ärgerlich auf, und Res meinte: "Wir können es mal versuchen: Heb dich Teppich!" Der Teppich hob sich und Rita sagte heftig: "Stop!" Der Teppich blieb auf Divanhöhe stehen und sie liess die Beine über den Rand baumeln. "Was werden wohl meine Freunde sagen, wenn ich bei denen zum Fenster hereinfliege?" fragte sie plötzlich vergnügt. Auch Ursula wurde wieder lebhaft. "Kommt, fahrt mich auch auf den Teppich. Wir machen einen kleinen Ausflug."

Sie machten es sich zu dritt auf dem Teppich be-

quem und schwebten los. "Zur Stadt", befahl Rita und "den Bergen zu!", rief Ursula. Sofort geriet der Teppich in schlingernde Bewegungen, und Ursula erinnerte sich daran, was der Händler gesagt hatte. "Also zur Stadt, meinetwegen", rief sie. Der Teppich beruhigte sich sofort und schwebte sanft in die Höhe. Sie beschlossen, dass Rita zuerst sagen durfte, wohin es ging, dann Ursula und als letzter Res. Es war ein traumhafter Flug. Sie sahen in schattige Gassen und wunderbare blühende Innenhöfe. Sie umkreisten das Minarett und drehten Schleifen über den grossen, belebten Plätzen. Ein leichter Wind blies ihnen um die Ohren und trug den Duft von Minze und Eselmist zu ihnen hinauf.

Eigentlich war klar, dass alles gestohlen war, als sie zurückkehrten. Sie waren oft genug gewarnt worden. Schlafsäcke, Kleider, Souvenirs, alles weg. Nur noch die Luftmatratzenpumpe lag achtlos zwischen ein paar dürren Grasbüscheln.

"Macht nichts", tröstete Ursula, als sie den ersten Schrecken überwunden hatten. "Was wollen wir uns mit all dem Krempel belasten. Fliegen wir los, Richtung heimwärts."

Sie stiegen wieder auf und wickelten sich in ihre Pullis, die sie zum Glück dabei gehabt hatten. Sanft hob sich der Teppich und flog in elegantem Bogen dem Meer entgegen. Über Fez drehten sie nochmals eine Runde und winkten den Mittagsschläfern auf den Plätzen zu.

Ein dicker Händler mit über den Kopf gezogener

Kapuze stand unter der Türe seines Bazars, sah den kleinen, dunklen Punkt im hellen Himmel und lächelte maliziös: "Zwei Willen und ein Teppich: Die werden ihre blauen Wunder erleben, bei Allah!"

John, der Strassenmusikant

Es war einmal ein Junge, der hiess John. Als er klein war, hatte er ein freundliches Lächeln, so dass er die Herzen aller Menschen gewinnen konnte. Als er aber grösser wurde, sagten die Menschen: "Du musst arbeiten wie alle anderen." Und so begann er zu arbeiten wie alle anderen.

Sein Vater besass eine grosse Fabrik, und John wurde dort als Gehilfe eingestellt. Er arbeitete und arbeitete und bekam auch einen Schnauz wie andere junge Männer; aber den Zugang zu den Herzen der Menschen verlor er je länger je mehr.

"Einfluss muss man haben!" sagte der Vater. "Macht über die anderen, dann folgen sie einem nach und tun alles, was man will." Der Vater besass Macht. Die Leute beugten sich tief vor ihm und begrüssten ihn untertänigst. Aber je länger John sie beobachtete, desto klarer sah er, dass die Macht des Vaters nur bis zu den Köpfen und Willen der Menschen reichte und nicht bis zu ihren Herzen.

"Geld müsstest du haben", seufzte die Mutter. "Mit Geld gewinnt man alle Menschen. Du kannst ihnen Geschenke machen, und sie lieben dich dafür."

Da begann John, Geld zu verdienen. Das war nicht schwierig in der Fabrik des mächtigen Vaters. Das Geld verteilte er grosszügig und mit offenen Händen. Ständig hatte er eine Schar Freunde um sich; aber in seinem eigenen Herzen spürte er nur Leere.

Die Freunde hatten kein Geld und auch keine Macht; aber sie hatten Freundinnen. John beobachtete sie neidvoll. "Mit klugen Reden gewinnt man die Frauen", prahlten die Freunde. "Mit überzeugenden Reden schmeichelt man sich in jedes Herz. Eine gute Rede ist mehr Wert als ein Sack voller Gold oder ein Direktorenposten."

Da lernte John zu reden. Er hielt grosse Ansprachen und liess weise Gedanken einfliessen. Sein Einfluss wurde immer grösser, und seine Anhänger konnte er nicht mehr zählen. Als sein Vater starb, übernahm er dessen Posten und er hatte nun Macht, Geld und Überzeugungskraft in Hülle und Fülle. Um Herzen kümmerte er sich nicht mehr.

Aber in der Fabrik seines Vaters gab es Fremdarbeiter. Sie waren unzufrieden mit den Bedingungen, unter denen sie arbeiten mussten und veranstalteten grossen Aufruhr. Sie schrien fremdtönende Parolen und ballten ihre Fäuste. John versuchte mit ihnen zu reden und sie zu beschwichtigen. Er redete und redete. Doch sie schüttelten

den Kopf und ballten die Fäuste. Er wollte ihnen Zugeständnisse machen, bessere Bedingungen versprechen, mehr Lohn.

Seine grossen Worte zerflossen nutzlos in der wuterfüllten Luft, und John begriff endlich, dass sie seine Sprache nicht verstanden.

Die Fremdarbeiter organisierten einen Streik. Sie brachen die Macht des Direktors, zogen in seine Villa und verteilten im Überschwang ihres Sieges das Geld aus den Tresoren an alle Arbeiter.

Da war John wieder arm und ohne Macht mit dem neuerwachten Wunsch, die Herzen der Menschen zu gewinnen. Er machte sich auf die Wanderschaft. Aber die Menschen in den Ländern, durch die er kam, sprachen eine fremde Sprache. Er konnte sie nicht verstehen, und sie konnten ihn nicht verstehen. Oft wurde er davongejagt, und oft hatte er Hunger.

Eines Tages sah er vor sich ein wunderschönes Land. Hohe Berge wechselten mit lieblichen Tälern, Seen mit flimmernden Wüsten. Breite Ströme bewegten sich majestätisch dem Meere zu. Das ganze Land war kreuz und quer durchzogen von breiten Pisten, Strassen und Weglein.

Staunend über diese Schönheit rund um ihn überschritt John die Grenze und betrat vorsichtig einen schmalen, sandigen Pfad, der sich durch eine Wiese schlängelte. Stille, sonnendurchwärmte Luft umfing ihn wie ein wohltuendes Bad. Plötzlich be-

merkte er, dass die ruhige Stimmung erfüllt war von flüsternden, wispernden Tönen. Langsam formte sich daraus eine kleine Melodie, die bei jedem Schritt intensiver wurde. Überrascht blieb er stehen, um nach dem Ursprung der Töne Ausschau zu halten; aber da verstummten sie, und um ihn war nichts mehr als die stille Luft und die sich sachte wiegenden Gräser. Enttäuscht lief er weiter, und sogleich erklang die Melodie von neuem, zärtliche kleine Töne, die ihn begleiteten.

Immer wieder blickte er sich staunend nach den unbekannten Musikern um; doch sobald er den Schritt anhielt, schwieg auch die Melodie.

Er gab es auf, nach dem Ursprung der Musik zu suchen. Versunken folgte er dem Pfad, der in einen grösseren Weg mündete.

Als John den Weg betrat, wechselte die Melodie. Aus den sanften, lieblichen Tönen wurde plötzlich eine Polka. Unwillkürlich schritt er rascher aus. Da wurde auch die Polka lauter und lustiger. Aber nirgendwo waren die Musikanten zu sehen, trotzdem die Polka doch ganz nahe tönte.

Als er in eine schattige Allee einbog, wurde aus der Polka eine mächtige, schwermütige Weise. Da durchzuckte ihn plötzlich eine Erkenntnis: - Es waren nicht irgendwelche Menschen oder sonstige Wesen, die ihn mit Musik zu Narren hielten, sondern es waren die Strassen selbst, die tönten. Die breite Strasse, auf die er nun hinaustrat, war ein kräftiger Marsch, und das Weglein, das ein hüpfendes

Bächlein begleitete, war ein hüpfendes, lustiges Liedlein.

Lange Zeit blieb John in dem Lande. Er horchte auf die machtvollen Klänge eines Waldweges, die sich mit dem gewaltigen Rauschen der Tannen vereinten. Er bestieg die hohen Berge, begleitet von erhabenen Tönen, oder er tanzte mit den Walzern der breiten Talstrassen. Manchmal trippelte er auf einem kleinen Weglein zu verschlungenen Melodienfolgen, oder er schlich auf langgezogenem, tiefen Bassgebrumm durch heisse, uralte Hochsteppen.

Je weiter John ins Innere des Landes kam, desto farbiger wurden auch die Strassen und Melodien. Sie waren nicht mehr nur weiss oder grau oder braun wie bei uns, sondern gleich den Tönen, die sie von sich gaben, waren sie bunt gemustert oder lila oder blau oder auch in seltsam leuchtenden Farben, die es bei uns gar nicht gibt. Manche Strassen dufteten im Einklang mit den Farben und den Melodien, geheimnisvolle Düfte nach geheimnisvollen Träumen. Je weiter John kam, desto wunderbarer wurden die Harmonien.

John betrachtete dies alles staunend. Er beschritt alle Strassen, lauschte auf ihre Lieder und lernte von ihnen. Dabei versuchte er, die Melodien in seinem Innern zu speichern und zu hüten.

Später wanderte John wieder zurück über all die klingenden Strassen und Gassen. Er überschritt die Grenzen und kam in Länder ohne Musik. Die Menschen strebten überall nach Macht, Geld und Ein-

fluss, aber sie waren einander fremd und kalt. Keinem gelang es, und niemand bemühte sich darum, die Herzen der anderen zu gewinnen. In Johns Heimatland hatten sich die einheimischen Arbeiter gegen die Fremdarbeiter erhoben, und es gab viel Streit. Die Männer erhoben gegeneinander die Fäuste, die Frauen keiften sich böse Worte zu, und die Kinder bewarfen sich gegenseitig mit Steinen.

John versuchte zu schlichten, aber niemand hörte in dem Krawall auf ihn. Da erinnerte er sich an die wundersam, beruhigende Weise eines kleinen Rasenweges. Er setzte sich hin und begann die Töne zu summen. Die Melodie gelang ihm nicht so richtig, aber die Kinder liessen doch ihre Steine fallen, die sie auf ihre Kameraden werfen wollten und hörten zu.

John ging dazu über, das lustige Liedlein zu singen, untermalt mit Vogelgezwitscher, das er einem Waldpfad abgelauscht hatte. Und siehe da, ein paar Frauen hoben ihre Röcke und begannen zu tanzen. Und als John gar den spöttischen Gassenhauer anstimmte, den er von einer weiss-rotkarierten Talstrasse gelernt hatte, da liessen selbst die Männer ihre Fäuste sinken und lauschten.

So hatte John einen Weg gefunden, wie er die Herzen der Menschen gewinnen konnte. In allen Ländern, in denen er sang, strömten sie ihm zu und hörten zu. Aus Dankbarkeit gegenüber den Strassen, die ihm den Weg zu den Herzen der Menschen gezeigt hatten, blieb er ihnen treu und wurde Strassenmusikant.

Der steinerne Elefant

Auf Sri Lanka, von dem man sagt, dass dort zu Beginn der Welt der Garten Eden gelegen habe, lebte vor Zeiten ein gewöhnlicher, normaler Elefant. Er war glücklich, wie Elefanten eben so glücklich sind. Als er jedoch zu wachsen anfing, begang das Unglück. Zuerst sagten die anderen Elefanten: "Der Kleine ist schon gross." Das ist bei Elefanten ein Kompliment. Als er aber ins Teenageralter kam, war er schon so gross wie sein Vater. Da schüttelten die Elefanten ihre Rüssel und meinten: "Der hat's hoch im Kopf."

Immer weiter wuchs der Elefant. Er wurde so gross wie ein Haus. Dann so hoch wie ein Baum. Er wurde grösser und höher als alle anderen Elefanten auf der ganzen Welt. Das machte sein Leben sehr schwierig. Die anderen Elefanten hielten Distanz und wollten nichts mit ihm zu tun haben. Und all die anderen Tiere hatten Angst vor ihm, weil er bei jedem Schritt mit seinen Riesenfüssen ein paar zerdrückte, ohne es zu merken.

Niemand liebte ihn mehr. Alle fürchteten ihn. Da wurde der Elefant sehr traurig. Er wurde so traurig, dass er sich hinlegte und nicht mehr leben wollte. Er lag lange, lange Jahrhunderte, ohne sich zu bewegen. Dabei versteinerte er langsam vom Herzen her, wie es alle Wesen tun, die nicht geliebt werden.

Heute ist der Elefant durch und durch versteinert. Seine gewaltige Gestalt ist für die Menschen eine

Orientierungshilfe, wenn sie sich im Dschungel verlieren. Die Tiere verstecken sich in den Höhlen seines Körpers und die Vögel bauen ihre Nester auf seinem Rücken. Kaum erinnert sich noch jemand daran, dass der versteinerte Elefant mal ein lebendiges, trauriges Herz hatte.

Das kleine Elefäntchen

Es war einmal ein kleines Elefäntchen. Es war sehr, sehr klein, kleiner als mein kleiner Finger. Darum bemerkte es seine Mutter gar nicht, als es geboren wurde. Zum Glück landete das kleine Elefäntchen bei seinem gewaltigen Sturz auf ein paar grünen Blättern, die es federnd auffingen.

Eine Schnecke, die gerade des Weges kroch, erstaunte sich sehr, als sie das kleine Wesen von oben

herunterpurzeln sah. "Wer bist du?" fragte sie neugierig, als das kleine Elefäntchen sich aufgerappelt hatte. "Bist du ein Engel, dass du vom Himmel her-

unterkommst?" "Nein", sagte das kleine Elefäntchen verwirrt, "soviel ich weiss, bin ich ein Elefant. Ich wurde soeben geboren."

"Ein Elefant?" fragte die Schnecke verblüfft. "Das kann nicht sein. Elefanten sind hoch wie Berge. Aber wenn du kein Engel bist, wird das Leben für

dich sehr gefährlich werden. Hier unten braucht man ein Haus, wenn man klein ist. So wie ich." Damit kroch sie die Fühler schüttelnd davon.

Das kleine Elefäntchen wusste nicht so recht, was ein Haus war und was das Wort "gefährlich" bedeuten sollte erst recht nicht. Das Leben gefiel ihm recht gut und es spazierte frohgemut zwischen den Blumen und Gräsern hindurch.

Plötzlich fiel ein Schatten auf das kleine Elefäntchen und eine Ahnung von "Gefahr". Im letzten Moment konnte es sich unter ein grosses Blatt retten, sonst wäre es von einem Vogel aufgespiesst worden.

Schon ein paar Meter weiter lauerte eine neue Gefahr: Das kleine Elefäntchen verfing sich in einem Spinnennetz. Zum Glück war die Spinne gerade

dick und vollgefressen, sodass sich das kleine Elefäntchen nach langem Zerren losreissen konnte. Später schwemmte ein Regenguss das kleine Elefäntchen einen Hang hinunter, und es wäre beinahe ertrunken.

Ich brauche ein Haus, dachte das kleine Elefäntchen. Eine wunderschöne Blume blühte am Wegrand. Die wäre doch genau das richtige Haus für mich, überlegte das kleine Elefäntchen. Kurzent-

schlossen kletterte es vergnügt in die Blüte hinein. Die schöne Blume war aber eine fleischfressende Pflanze, und ihre Blätter schlossen sich augenblicklich über dem kleinen Ding.

"Hilfe, hilfe!" trompetete es durch seinen kleinen Rüssel, der zum Glück noch nach draussen hing. Das hörte ein lustiger Regenwurm, der gerade singend des Weges kam. Er kitzelte die Blume so lange mit seiner Schwanzspitze, bis sie sich vor Lachen wieder öffnen musste, und das kleine Elefäntchen herauspurzelte.

"Wer bist denn du?" fragte der lustige Regenwurm erstaunt. "Ich habe geglaubt, ich sei ein Elefant", antwortete das kleine Elefäntchen niedergeschlagen. "Doch nun bin ich nicht mehr sicher. Ich suche ein Haus, um mich vor der Gefahr zu verstekken. Weisst du mir eins?" "Papperlapapp", meinte der lustige Regenwurm. "Was willst du mit einem Haus? Such lieber einen Freund." "Willst du mein

Freund sein?" fragte das kleine Elefäntchen. "Warum nicht?" antwortete der lustige Regenwurm. Und so zogen sie zusammen los.

Hier fängt die Geschichte eigentlich erst an, aber die könnt ihr euch selber ausdenken.

Ri-Ta im Himmel

Weit, weit über unserer Welt gibt es eine wunderschöne Stadt, die Drachenstadt: Glückasia. Dieser liebliche Ort, wo die Glücksdrachen wohnen, ihre herrlichen Gesänge erschallen lassen und aus duftenden Schwämmen Glückstee trinken, muss man sich erträumen. Keine Ecken gibt es dort, noch Kanten und Stufen. Alles ist weich und rund und friedlich.

Seit ihren Abenteuern mit Fuchur und dem kleinen Drachen Riurs, der unterdessen zu einer respektablen Grösse herangewachsen war, verbrachten die Blütenhexe Ri-Ta und ihre Freundin, die Fee mit den vier Rädern am Hintern, jedes Jahr ein paar Urlaubswochen in Glückasia. Monatelang freuten sie sich jeweils darauf und zählten die Tage, bis endlich einer der grossen Drachen sie holen kam. Doch waren sie endlich dort, passierte jedesmal dasselbe: Sie genossen die freundliche Atmosphäre, genossen es, mit den Glücksdrachen zu träumen, ihren Liedern zu lauschen und Glückstee zu schlürfen. Doch nach ein paar Tagen überkam sie regelmässig eine innere Unruhe. Es begann unmerklich, als sachten Schatten auf ihrem Urlaubsglück. Die Unruhe wurde dann von Stunde zu Stunde stärker, bis eine immense Langeweile daraus wurde. Ri-Ta wurde meistens als erste davon gepackt. Bei der Fee mit den vier Rädern am Hintern dauerte es jeweils etwas länger, vielleicht weil sie älter war.

Eben noch hatten die beiden aus Schwämmen den

Frühstückstee geschlürft. Zwischen ihnen räkelte sich Riurs, der seinen gewaltigen Kopf, wenigstens den Teil davon, der dafür Platz hatte, der Fee auf den Schoss gelegt hatte und sich von ihr in seiner schimmernden Mähne kraulen liess. Plötzlich sprang die Blütenhexe so heftig auf, dass Hunderte von winzigen, namenlosen Glücksdrächlein, die sich an ihren Körper gekuschelt hatten, erschreckt davon flatterten.

"Ich muss etwas unternehmen", sagte sie erregt, "sonst zerplatze ich. Ich mache einen Spaziergang. Wartet mit dem Mittagstee nicht auf mich." Die Fee, die wie gesagt, von der Urlaubsunruhe jeweils später ergriffen wurde, war dabei, mit Riurs ihren Abenteuern von damals mit den Ratten und der kleinen Prinzessin Pipi nachzuträumen. Sie hob nur träge die Hand. "Pass auf dich auf, Liebste, und hab's schön."

Ri-Ta winkte noch einmal zum Abschied und verliess dann durch ein Seitentürchen die Drachenstadt. Sie ging einfach der Nase nach, und diese führte sie weit über Glückasia hinaus, den drei untergehenden Sonnen entgegen. Da die Sonnen aber nicht alle zur gleichen Zeit untergingen, marschierte Ri-Ta fast ständig im sanften Abendlicht und hatte bald jeden Zeitbegriff verloren. Vorerst war das Gehen sehr angenehm. Ein weicher, warmer und doch fester Wolkenboden dehnte sich als abwechlungsreiche, flauschige Landschaft vor ihr, und der Himmel spannte seine goldenschimmernde Kuppel darüber. Kein Laut störte die Stille. Die einzigen Störefriede in dieser herrlichen Ruhe waren die Wolkengnome, vor denen man sich in acht nehmen musste, weil sie giftige Worte und eiskaltes

Wasser um sich spritzten. Je weiter Ri-Ta aber kam, desto trügerischer wurde der Wolkenboden. Manchmal war er stellenweise fast durchsichtig, so dass sie unter sich ganz schwach die blaugrüne Erdkugel erkennen konnte oder eine zweite, ballige Wolkendecke.

Das Vorwärtskommen wurde immer mühsamer. Mit jedem Schritt sank sie ein wie in Moorboden. Hie und da öffnete sich plötzlich ein Loch im Boden, oder die Blütenhexe rutschte unvermittelt auf ihrem Hexenallerwertesten einen schrägen Hang hinunter. Sie hätte sich ohrfeigen mögen, dass sie vergessen hatte, ihren Besen mitzunehmen. Mit ihm hätte sie schwierige Stellen einfach überfliegen können. So musste sie manchmal weite Umwege in Kauf nehmen, um unsicheren Boden zu umgehen. Stunde um Stunde verbrachte sie so in einem mühsamen Vorwärtswaten. Der Spaziergang war ihr schon lange verleidet. Aber das Zurückgehen erwies sich als schwierig. Die Landschaft hatte sich verändert und von Glückasia war weit und breit nichts zu sehen. Auch konnte sie sich nicht mehr nach den Sonnen richten, da diese plötzlich verschwunden waren. Das Gold des Himmels hatte sich in ein diffuses Hellgelb verwandelt.

Wieder einmal hatte Ri-Ta ein grösseres Loch umrundet. Sie musste zwischendurch die Augen schliessen, weil es ihr schwindlig wurde beim Hinunterblicken in die unermessliche Tiefe. Erschöpft setzte sie sich nun auf eine Wolkenbank und liess die Beine baumeln. Von einer kleinen Erhebung riss sie ein paar Fetzen los und stopfte sie sich in

den Rücken. Aber es verschaffte ihr keine Erleichterung. Zu weich! Dieses ewige, flockige, flaumige, weiche Material ging ihr langsam auf die Nerven. Sie sehnte sich danach, wieder mal eine feste Fläche unter den Händen oder den Füssen zu spüren. Oder einen Stein, einen harten, kantigen Felsbrokken, der Widerstand bot, den man anfassen konnte und drücken. Seufzend zupfte sie die kleinen Flokken aus dem Untergrund, auf dem sie sass und blies sie in die Luft.

Da - was war das? Sie hatte etwas gehört: einen Laut, der diese eintönige Stille durchbrach wie ein Sonnenstrahl die Wolkendecke. Leise, immer lauter werdende Töne; sie schienen aus einer weissen Wand zu dringen, die vor ihr aufragte. Harfen- und Lautenklänge! Die Blütenhexe konnte zwar Musikinstrumente kaum auseinanderhalten, aber dies hier mussten Harfen- und Lautenklänge sein. Es tönte nach Kirche und Weihnachten. Ri-Ta wagte kaum zu atmen vor Entzücken als auch noch zarte Stimmen zu singen begannen: "Halleluja, Halleluja, Halleelujaaa..."
Wer konnte das sein, hier oben in Glückasia? Die Drachen hatten zwar auch wunderschöne Stimmen, aber so himmlisch und lieblich sang keiner.

Himmlisch! - Wie kam sie auf dieses Wort? Wo befand sie sich überhaupt? War sie etwa schon über die Grenzen Glückasias hinausgekommen? Vorsichtig schlich Ri-Ta näher. Vor Aufregung wäre sie beinahe auf einen Wolkengnom getreten, der zischend und wasserspritzend in seiner Höhle verschwand. Erschrocken blieb sie stehen, aber die sin-

genden Wesen schienen nichts gemerkt zu haben. Ebenso plötzlich wie das Singen begonnen hatte, war es übergegangen in einen wilden Rocksong. Harfe und Laute versuchten mitzuhalten und als dies misslang, verfielen die Sängerinnen in ein schallendes Gelächter, das gar nicht zu den feinen Tönen von vorhin passen wollte. Die Wolkenwand wackelte, und Ri-Ta beobachtete entsetzt, dass sie zu schwanken begann. Dann neigte sie sich zur Seite, verlor direkt über der Blütenhexe das Übergewicht und brach auseinander. Unvermittelt war Ri-Ta eingehüllt von der sanften, erstickenden Substanz. Hustend versuchte sie, sich frei zu rudern. Plötzlich bekam sie wieder Luft und bemerkte in einem verblüfften Schweigen, dass sie mit dem ganzen Körper in der Masse steckte und nur der Kopf oben heraussah. Drei junge Mädchen in weissen Nachthemden sassen direkt vor ihrer Nase und blickten ihr verwirrt ins Gesicht. Eine Laute schwamm auf einem Wolkenkissen langsam davon und eine goldene Harfe von unbeschreiblicher Kostbarkeit lag umgestürzt in einem Wolkenloch.

"Guten Tag", sagten die drei wie aus einem Mund. An ihrem Rücken bewegte sich etwas flatternd. Ri-Ta bemerkte zu ihrem grossen Erstaunen, dass es Flügel waren, zartschimmernde Flügel, die ihre Tönung bei jeder Bewegung veränderten. Sie schienen von ähnlicher Beschaffenheit zu sein wie die der Glücksdrachen, und die Blütenhexe dachte einen Augenblick wehmütig an Glückasia zurück. Die Fee musste sich unterdessen Sorgen um sie machen.
Die Konversation war verstummt. Die drei Wesen drängten sich nahe zusammen und blickten ge-

spannt, was nun als nächstes geschehen würde. Ri-Ta überlegte. Dann versuchte sie, sich mit der Hand eine Locke aus den Augen zu streichen. Es ging nicht. Arme und Beine sassen fest. Sie konnte sich kaum bewegen. Was war das? Ein unangenehmer Gedanke schoss ihr blitzartig durch den Kopf, und sie blickte erschrocken zu den dreien auf.

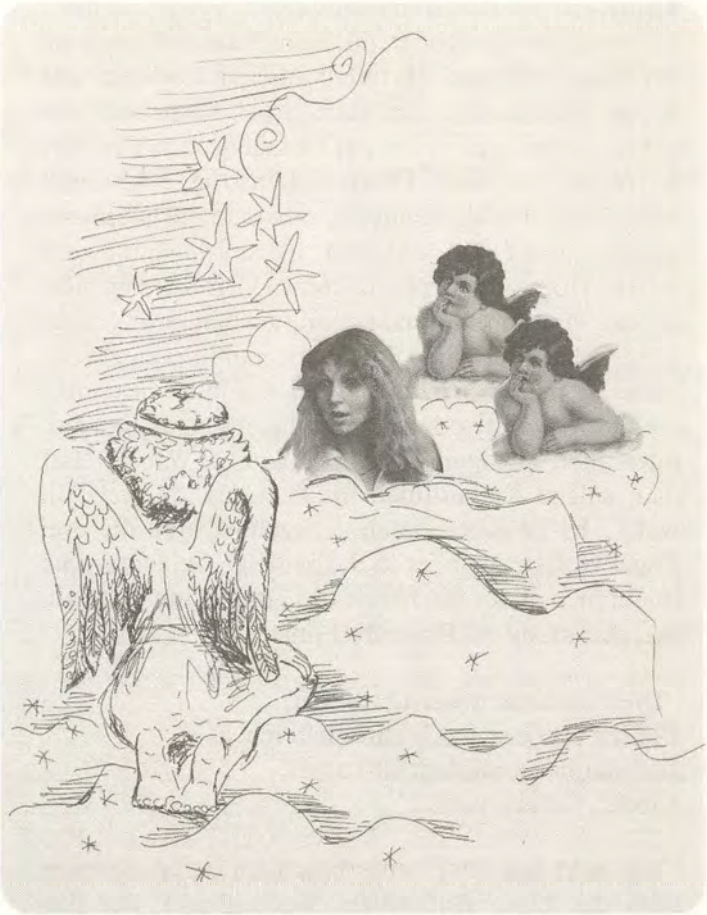
"Bin ich etwa gestorben? Seid ihr Engel?"

Das grösste der drei Mädchen runzelte die Stirne: "Ich weiss nicht so recht, ob du gestorben bist. Selige, die nur aus einem Kopf bestehen, haben wir eigentlich hier oben schon lange nicht mehr gehabt. Ich glaubte, die Sitten da unten seien etwas humaner geworden."

Ri-Ta dachte an das Kriegswettrüsten auf Erden, an die Bomben und Raketen, und dass einzelne, abgeschnittene Köpfe vergleichsweise harmlos waren. Dann verdrängte sie diese Gedanken und sagte energisch: "Ich kann mich eigentlich an keine Gelegenheit erinnern, bei der ich gestorben sein könnte. Und mein Kopf hält noch fest an meinem Körper. Ich stecke in dieser verdammten Watte drin, das ist es. Helft mir doch mal raus!"

Beim Wort "verdammt" zuckten die Engel leicht zusammen, aber dann buddelten sie die Blütenhexe so schnell aus dem Haufen, dass die Flocken nach allen Seiten wirbelten. Endlich stand Ri-Ta in ihrer ganzen Grösse da und klopfte sich die letzten weissen Bäuschchen von der rosa Latzhose. Die drei betrachteten sie begeistert. "Oh, wie bist du chic", flüsterten sie im Chor mit lieblichen Stimmen. "Die Seligen der letzten Zeit kamen immer nur in den langweiligen weissen Hemden."

Die Blütenhexe bekam eine spitze Nase. "Ich bin



keine Selige, verstanden? Ich bin eine Blütenhexe, zu Besuch in Glückasia und habe mich verirrt. Könnt ihr mir den Heimweg zeigen? Selige..! Phu!" Sie stampfte so erbost mit dem Fuss auf, dass sie auf dem weichen Material ausrutschte und der Länge nach hinfiel. Bei dem Sturz hatte sich das goldene Frauenzeichen, ein Geschenk der Fee, das sie immer an ihrem Fusskettchen trug, gelöst und rollte über die Wolkendecke davon, die Blütenhexe und die drei Engel hinterher. Es verschwand direkt in der Höhle des Wolkengnoms. Von drinnen hörten sie eine schimpfende Stimme: "Dieses Teufelszeug, dieses Vermaledeite. Nicht mal in seiner Wohnung ist man sicher davor. Ich werde es Gottvater melden, jawohl, oder dem heiligen Petrus, jawohl, oder allen Heiligen, jawohl, jawohl... Warum lässt man solche Ketzerinnen ins Paradies, oh weh, oh weh!" Ri-Ta hatte erstaunt zugehört, und die drei Engel verfielen wieder in das kräftige Gelächter. Sie hockten sich vor die Höhle des Gnoms hin und sangen übermütig im Rockrhythmus:

"Die Patriarchen werden weich,
Frauen erobern sich's Himmelreich.
Die Männerherrschaft ist vorbei,
Jubilei, jubilei, jubi..."

"Was geht hier vor?" unterbrach ein tiefer, strenger Bass das Lied. Auf einem Wolkenhügel, der ihn noch grösser erscheinen liess, stand ein imposanter alter Mann mit einem strahlenden Heiligenschein über dem nackten Schädel. Er trug ein kostbares, dunkelrotes bis über die Füsse fallendes Gewand. In der Hand hielt er eine Laute. "Was geht hier vor?"

fragte er nochmals drohend. "Ich dachte, ihr seid am Gloria üben. Doch dann sah ich diese Laute auf einer Wolke an mir vorbeischwimmen. Wenn ihr nicht besser Sorge zu euren Instrumenten tragt, dürft ihr euch für eine Weile nicht mehr ausserhalb der Mauern des Paradieses aufhalten."
Die drei Engel waren still und verlegen geworden. "Wir bitten um Verzeihung, verehrter, heiliger Petrus. Es soll nicht mehr vorkommen", sagte die Grösste ergeben. Die anderen nickten stumm. "Nun ja, nun ja, lassen wir's gut sein, meine Kinderchen", sagte der heilige Petrus mit plötzlich gütig gewordener Stimme und trat näher, um den dreien die Wange zu tätscheln und in die Flügel zu kneifen. Die Engel liessen es angewidert über sich ergehen, den Blick auf ihre nackten Füsse gesenkt. Es schien, als seien sie es sich gewohnt. Ri-Ta wollte schon empört dazwischen fahren, als der kleine Wolkengnom aus seiner Höhle schoss und böse schrie: "Glaube ihnen nicht, gnädiger, heiliger, verehrtester Herr Petrus. Glaube ihnen nicht, das sind verkappte Feministinnen und die dort drüben ist die Allerschlimmste. Die war sogar so gemein, beinahe auf mich zu trampeln. Und da, schau hier..." Anklagend hielt er Petrus das goldene blitzende Frauenzeichen entgegen. Des heiligen Petrus eben noch gütige Miene verzog sich zu einem Gewittersturm, und seine Augen schossen Blitze. "Wo hast du dieses Zeichen her?" Der kleine Gnom wies mit seinen knorpligen, bleichen Fingern auf die Blütenhexe, die sich beim Erscheinen des alten Mannes hinter eine Wolke gedrückt hatte. Ihre rosa Latzhose setzte auffällige Farbflecke in das reine Weiss rundherum.

Petrus erstarrte augenblicklich. "Wer bist du? Was erlaubst du dir, Farben zu tragen, die im Himmel den Heiligen vorbehalten sind? So etwas hat kein Engel und keine Selige in all den Jahrtausenden gewagt." Mit zwei Schritten war er bei Ri-Ta und wollte sie bei dem anscheinend gewohnten Flügelgriff packen. Da die Blütenhexe aber, wie wir wissen, keine Flügel besass, rutschte seine Hand haltlos ab und fiel auf Ri-Ta's Allerwertesten. Wenn aber Ri-Ta etwas ums Leben nicht ausstehen konnte, so waren es Männerhände, und seien es noch so heilige, auf ihrem Hintern. Wutentbrannt holte sie weit aus und landete eine Ohrfeige auf des Petrus Wange, die seine Gesichtsfarbe schnell von rosa auf ein gefährlichwirkendes Dunkelrot wechseln liess.
Die drei Engel konnten ein begeistertes Kichern nicht unterdrücken, der heilige Petrus bekam einen Asthmaanfall und eine Kompanie der himmlischen Heerscharen, die unterdessen angerückt waren, wikkelten die sich sträubende Blütenhexe in eine betäubend duftende Wolke und trugen sie weg wie ein Bündel Lumpen.

Nun glaube aber niemand, man habe Ri-Ta ins Gefängnis geworfen, nein, nein, im Paradies gibt es weder Keller noch Kerker. Es wurde ihr im Gegenteil ein wunderschönes Stück Garten zugewiesen, in dem Milch und Honig in Strömen floss. Als Disziplinierungsmassnahme hatte man ihr mit väterlicher Güte befohlen, die Heiligenscheine der Soldaten der himmlischen Heerscharen zu putzen und deren Posaunen zu polieren.

So sass nun also die Blütenhexe inmitten eines riesi-

gen Berges matter Heiligenscheine. Neben ihr lag ein kleines Häufchen Heiligenscheine, die sie schon mit Spucke und einem weichen Wolkenbausch auf Glanz gebracht hatte. Es war ihr überaus unbehaglich zu Mute. Irgendwie war mit dieser himmlischen Umgebung nicht zu spassen. Der Garten war zwar hübsch, aber ohne Farbe und Schatten. Die Früchte an den Bäumen dufteten betörend, doch sie schmeckten fade. Milch und Honig waren zu süss, und alles in allem war ihr einfach stinklangweilig. Sie hatte natürlich zu fliehen versucht, aber trotzdem es schien, als gäbe es keine Mauern und Gitter um den Garten, war er doch sehr, sehr begrenzt. Sie konnte kaum ein paar Schritte machen, so geriet sie in einen weissen, festen Nebel, der sie augenblicklich wieder in den Garten zurück drängte. Wenn sie auf einen Baum stieg, um einen besseren Überblick zu gewinnen, sah sie nur blendende, eintönige Weisse rundherum.

"Nie hätte ich gedacht, dass es im Himmel so öde ist", seufzte Ri-Ta und warf zornig den Heiligenschein, der noch längst nicht den geforderten Hochglanz hatte, auf den Haufen. Aber nicht einmal scheppern tat es - der Himmel hatte ein Plastikmaterial entwickelt, das haltbar, kratzfest und doch weich war.

Erbittert schrie sie: "Ich putze keinen Millimeter mehr ohne ein anständiges Putzmittel." Sie stand auf und gab dem glänzenden Haufen einen heftigen Fusstritt, so dass die Heiligenscheine nach allen Seiten auseinander flogen.
Unvermittelt öffnete sich eine Lücke in der weissen

Abgrenzung. Eine blaugekleidete Frau mit einem blauen Tuch über den langen, blauschwarzen Haaren betrat in selbstsicherer und gleichzeitig demütiger Haltung den Garten. Sie war nicht jung, aber auch nicht alt, weder gross noch klein. Eine undefinierbare Ausstrahlung ging von ihr aus, die Ri-Ta gleich in ihren Bann zog. Hinter der Frau, mit allen Zeichen der Ehrerbietung, trippelte der alte Engel, der jeden Morgen einen neuen Stapel Heiligenscheine brachte. Er hatte die Hände fromm gefaltet, den Schein schief auf dem schütteren Haar und babelte aufgeregt auf Ri-Ta ein: "Gedulde dich, mein Töchterchen, sei brav! Du wirst schon noch ein liebes Engelchen werden. Und sieh da, unsere liebe heilige Jungfrau Mutter Maria hat dir die grosse Gnade erwiesen, dich zu besuchen."

"Spar dir deine Sprüche", sagte Ri-Ta hochmütig, "aus einer Hexe wird nie ein braves Engelchen, da könnt ihr meinetwegen all eure himmlische Macht und selbst die Jungfrau Maria einsetzen." Betont drehte sie den beiden den Rücken zu, plückte sich einen Apfel vom nächsten Baum und biss lustlos hinein. Maria winkte dem alten Engel mit gebieterischer Miene zu gehen und sie allein zu lassen. Aber kaum hatte er sich rückwärts mit vielen Verbeugungen durch die weisse Abgrenzung verzogen, setzte sie sich auf den Boden und begann schallend zu lachen.

"Du gefällst mir", prustete sie. "Du gefällst mir, gibst dem Onkel Petrus eine Ohrfeige. Recht geschieht ihm, dem alten Knacker. Nur allzu gern tätschelt er den kleinen Engelchen die Wange oder hält sie am Flügel. Hahahaa, das hätte ich sehen mögen." Sie ergriff die am nächsten liegenden Hei-

ligenscheine und begann systematisch mit einem Ring, den sie sich vom Finger gezogen hatte, die eingekerbten Nummern zu zerkratzen. Dann zerknüllte sie die Scheine und warf sie verächtlich auf einen Haufen. "Das wird eine Aufregung in den himmlischen Heerscharen geben, wenn sie keine Nummern mehr haben." Ri-Ta liess den Apfel fallen und sah verwirrt auf sie herunter. Diese Maria brachte all ihre Vorstellungen von der heiligen Familie durcheinander. Sie wusste nicht mehr, was sie sagen sollte. Deshalb kauerte sie sich nieder und begann ebenfalls Heiligenscheine zu zerknittern. Maria warf einen verschmitzten Blick auf sie. "Ich zeige dir was", flüsterte sie und lockerte ihr Kleid am Hals ein wenig, nur gerade so weit, dass Ri-Ta ein kleines, blaues Frauenzeichen sehen konnte. "Unser Himmel war jahrtausendelang von Männern beherrscht", erklärte sie in vertraulichem Ton. "Gott Vater führte sich, inmitten seiner Heiligen und Propheten, recht patriarchalisch auf, und die wenigen Frauen, die Heilige wurden, benahmen sich angepasst und untertänig. Mein Sohn zog sich resigniert von der Politik zurück, weil er hier oben doch nichts zu sagen hatte und lebt in einer Einsiedelei in einem erdnahen Winkel. In den letzten Jahren sind aber vermehrt weibliche Selige in den Himmel gekommen, die dies alles nicht mehr so unwidersprochen hinnahmen. Sie begannen zu diskutieren und in Frage zu stellen und brachten ganz allgemein einen neuen Wind in die verstaubten himmlischen Räume. Ein paar von ihnen wirst du sicher kennen: Simone de Beauvoir, Clara Zetkin, die Kollontai und viele andere. Plötzlich tauchte auch dieses Zeichen im Himmel auf, dieses Rund mit ei-

nem Kreuz unten, das nicht mehr für meinen unglücklichen Sohn und dessen trauriger Tod steht, sondern eine neue Bedeutung für uns Frauen bringt. Überall erscheint dieses Zeichen. Besonders die jungen Engel und die Seligen, die neu im Himmel sind, tragen aus Protest farbige Hemden oder mindestens farbige Tupfen darauf, was bisher nur den Heiligen, und mir natürlich, zugestanden war. Farbe ist hier oben im Himmel sehr schwer zu bekommen, aber einige von uns haben im geheimen den Regenbogen angezapft und schmuggeln die Farbe unter das Volk Gottes."

Ri-Ta wusste sich vor Erstaunen nicht mehr zu fassen. Die Heiligenscheine sahen jetzt aus wie ein Berg alten Gerümpels, und Maria ging mit kräftigen Händen und Füssen daran, auch die Posaunen zu verbiegen. "Weisst du, was heute für ein Tag ist?" fragte sie. "Der 8. März! Von den Seligen wissen wir, dass der 8. März auf Erden als Frauentag gefeiert wird. Im Himmel gibt es heute grossen Aufruhr und als Krönung davon wirst du befreit. Du bist für uns zu einer Märtyrerin und zu einer Symbolfigur geworden. Ich wurde für die ehrenvolle Aufgabe auserkoren, dich zu befreien. Sie haben mich gewählt, weil ich die Unverdächtigste bin, wenigstens bis heute!"

Maria kicherte. Gleich darauf wurde sie, wie wenn sie eine andere Haut übergezogen hätte, wieder zur strengen, würdigen Gestalt. "Folge mir!" Sie schritt auf den Rand des Gartens zu und die Begrenzung, die sich der Blütenhexe sonst immer unerbitterlich gezeigt hatte, wich auseinander zu einem Tunnel, den man mehr erahnen denn sehen konnte und dessen undefinierbare Substanz auch

kein Gehen, sondern nur ein sachtes Schweben zuliess. Lange schwebten sie so hintereinander her. Ri-Ta hätte nicht zu sagen vermocht, ob es rechts oder links, hinauf oder hinunter gegangen sei.

Auf einer balligen Wolke mittendrin sassen engumschlungen die drei Engel, die die Blütenhexe als erstes gesehen hatte und liebkosten sich gegenseitig die Flügel. Als sie Maria und Ri-Ta erblickten, stürzten sie sich auf die beiden und umarmten und umflügelten sie freudig. Unter verschwörerischem Lachen zogen sie Ri-Ta ein langes, weisses Hemd über, befestigten zwei Pappflügel an ihrem Rücken und setzten ihr einen goldenen Folienschein auf den Kopf, der kaum von einem echten zu unterscheiden war. Ri-Ta blickte verwirrt an sich hinunter. Das enge Hemd war sehr unbequem. Sie konnte keinen richtigen Schritt darin gehen, aber die Engel machten ihr vor, wie man in demütiger Haltung trippeln musste. An der nächsten Wegbiegung warteten eine Gruppe weiterer junger Engel, die sich um Ri-Ta scharten und sie neugierig von allen Seiten betrachteten.

So plötzlich, dass es wie ein Schock wirkte, war der Tunnel zu Ende. Das schummrige, undefinierbare Licht wich einer blendenden Weite. Es war so hell, als würde ein ständiger Blitz leuchten. Vorsorglich hielten die Engel Ri-Ta die Hände über die Lider und langsam gewöhnten sich ihre Augen an das Licht. Vor ihnen lag eine herrliche, wunderbare Stadt mit Zinnen und Türmen, Säulen und Bögen. Die Wände der prächtigen Paläste und die hohen Mauern, die die Stadt umgaben, blitzten in strah-

lendem Weiss wie die Drachenstadt in Glückasia. Aber im Gegensatz zu den weichen, verfliessenden Konturen dort war hier alles hart und gerade. Die goldenen Dächer glänzten fast unerträglich. In den weissen Strassen und auf den breiten, weissen Treppen wandelten mit gemessenen Schritten tausende von Engeln und Seligen in weissen Hemden. Nur hie und da setzte ein Heiliger oder ein Prophet mit seinem Kleid einen wohltuenden, farbigen Akzent in das weissgoldene Bild.

Die Blütenhexe fiel nicht weiter auf, wie sie da in der Schar der Engel hinter Maria herlief. Sie bemühte sich, so gesittet wie möglich zu trippeln, damit man die rosa Hosen nicht unter dem Hemdensaum hervorblitzen sah. Auch vermied sie es, allzu neugierig umherzublicken.

Die Fee würde nicht hierher zu diesen geraden, makellosen Wesen passen, dachte Ri-Ta wehmütig. Mit den vier Rädern käme sie schlecht über all diese Treppen. Oder ob sie dann ebenfalls Flügel bekäme? Ri-Ta fiel auf, dass sie noch keinen einzigen Freak gesehen hatte. Sie nahm sich vor, Maria später danach zu fragen. Im Moment war es ungünstig. Maria schritt eben auf einen grossen Platz zu, der in der Form eines riesigen Sternes in der Stadtmitte lag. Von allen Seiten strömten weitere Gruppen darauf hin. Ri-Ta bemerkte, dass fast alle aus weiblichen Seligen und Engeln bestanden. Als der Platz voll war, ging ein Raunen durch die Menge. Auf geheime Verabredung zogen alle irgendwelche bunte Tücher oder Kleider unter den Hemden hervor, und in Windeseile hatte sich der farblose Platz in ein

fröhliches, farbiges Durcheinander verwandelt. Die Heiligenscheine wurden zu goldenen Frauenzeichen umfunktioniert, der Boden mit kunstvollen Mustern in allen Farben des Regenbogens besprayt. Hoch oben über der Menge zeigten Engel ein anmutiges Ballet und liessen dazu farbige Konfetti regnen. Zu Harfen- und Lautenmusik tanzten alle Reigen, und die Luft war erfüllt mit Flügelrauschen. Es war, wie wenn ein laues Windchen in einen Haufen farbiger Herbstblätter gefahren wäre und sie lustig tanzen liesse. Nur die Patriarchen und ihre Getreuen hielten sich fern. Sie hatten sich in den himmlischen Beratungsräumen versammelt, wussten sich nicht zu fassen und diskutierten ratlos die ungewohnte Lage. Auf Erden wäre jetzt wahrscheinlich die Polizei eingesetzt worden, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Im Himmel ist das nicht so einfach. Die himmlischen Heerscharen konnte man ohne Heiligenschein nicht so ohne weiteres losschicken, das hätte lächerlich gewirkt. Und ob Gottvater selber ein Machtwort sprechen sollte, das mussten die Berater erstmal jahrhundertelang beraten.

So kann ich leider auch gar nicht sagen, wie die Frauenrevolte im Himmel weitergegangen ist. Es ist noch nie eine Selige zurückgekommen, um es mir zu erzählen, und die Blütenhexe, von der ich die Geschichte erfahren habe, hat noch am selben Tag das Paradies verlassen. Und das kam so: Plötzlich verdunkelten riesige Schatten den gleissenden Himmel. Die sieben grössten Glücksdrachen hatten sich die allgemeine Unsicherheit der Wachen zu Nutze gemacht und waren in den Himmel eingedrungen.

Die Blütenhexe, die gerade im Triumphzug durch die Menge getragen wurde, winkte und johlte vor Freude und liess sich dann von den Engeln zu den Drachen hochbringen. Im Maul des grössten Drachens sass ihre Freundin, die Fee mit den vier Rädern am Hintern, eine starke Sonnenbrille auf der Nase und machte eine saure Miene. "Was hast du denn?" fragte Ri-Ta aufgekratzt, während sie sie umarmte. "Freust du dich nicht, mich wieder zu sehen?" Die Fee schaute missbilligend zwischen den enormen Drachenzähnen hindurch auf die jubelnde Menge und knurrte: "Ich sterbe fast vor Sorge um dich, weil so ein schimpfender, spritzender Wolkengnom, der dein Fusskettchen in den Händen hielt, auf einer segelnden Wolke in Glückasia ankam und erzählte, dass so eine blöde Feministin von Petrus gefangengenommen und zum Engel erzogen werde. Stattdessen feierst du hier mit diesen Frauen und lässt dich wie eine Prinzessin herumtragen."

Ri-Ta lachte zärtlich und setzte sich der Fee auf den Schoss. Rechts und links flogen die gewaltigen Drachen durch das sanfte, gelbe Licht Glückasias. Die heilige Stadt lag als blitzender Punkt weit hinter ihnen, als die sieben Drachen gemeinsam eine wohlklingende, kräftige Melodie zu singen begannen.

Silvester in Venedig

An einem 30. Dezember überkam Ri-Ta, die Blütenhexe, plötzlich das inständige Verlangen, Silvester-Neujahr in Venedig zu verbringen. Sie hatte schon viel Wunderbares von dieser Stadt gehört, besonders von ihrer Freundin, der Fee mit den vier Rädern am Hintern. Diese aber lag mit einer Halsentzündung im Bett und konnte sie nicht begleiten.

Weil ja die Hexe, wie wir wissen, einen sehr schlechten Orientierungssinn hatte, nahm sie eine wegkundige Maus mit sich. Es war eine italienische Maus, die einmal durch Zufall in einem Maissack in die Schweiz gereist war und nun schon längere Zeit in der Emigration lebte.

Die Maus wollte schon lange mal wieder zurück, um ihre Verwandten zu besuchen, und so benützte sie natürlich gerne die Gelegenheit, auf diese billige Weise mitzufliegen. Wie sie von Ri-Tas Reiseplan erfahren hatte, wusste niemand so genau; zu vermuten ist, dass Max-Max, der dicke Sohn der Tigerkatze Lolita, dahintersteckte.

Ri-Ta konnte sich gar nicht begeistern für ihre Reisegefährtin. Sie war ganz allgemein keine besondere Tierfreundin, und Mäuse und Eichhörnchen konnte sie nicht ausstehen. Lolita hatte sich schnurrend auf den Füssen der Fee zusammengerollt. Sie gab mit grünblitzenden Augen zu verstehen, dass sie, sollte Ri-Ta der Maus nicht bedürfen, sich gerne bereit erklären würde, diese zu verspei-

sen und sie damit aus der Welt zu schaffen. Da Ri-Ta dieses Schauspiel aber noch scheusslicher fand als die lebendige Maus, sie im Moment auch keine andere Lösung wusste und ihr ihre Freundin ausserdem gut zuredete, schickte sie sich seufzend in das Unvermeidliche. Sie steckte die Maus samt Käsestück, Brotrinde und einem alten Schweizerpraline - Geschenke für die arme Mäuseverwandtschaft - in ein gemustertes Schultertuch und knüpfte dieses an den Besenstiel. "Vergiss mich nicht und werde schnell gesund", flüsterte sie der Fee ins Ohr und streichelte nochmals Lolita, die sie allerdings mit enttäuschter Verachtung strafte. - So eine fette Maus, und die sollte den italienischen Katzen vorbehalten sein.

Kurz nach Mitternacht brachen sie auf. Der Flug in die mondhelle Nacht hinein war wunderschön. Es hatte frisch geschneit, und das stille Land unter ihnen glich einem überzuckerten Adventskalender.

"Du bist fast noch besser als ein Flugzeug", rief die Maus vergnügt aus ihrem Beutel. Ri-Ta kniff beleidigt die Lippen zusammen. Die Maus erwies sich als sehr gesprächige Reisegefährtin, aber Ri-Ta war entschlossen, sich zu keiner Antwort hinreissen zu lassen. So fauchte sie nur: "Du brauchst einzig und allein zu sagen, wo ich durchfliegen muss. Sonst kein Wort. Verstanden?"

Die Maus verstand. Doch als sie die Alpen überflogen, begann sie zu jammern: "Ich friere ja so, ich arme Maus. Oh Mamma mia, ich erfriere, ich erfriere. Nimm mich zu dir unter deinen Pullover."

Ri-Ta hatte auf den Rat ihrer Freundin hin sieben Pullover und sieben Hosen übereinander angezogen. Trotzdem schüttelte es sie beim Ansinnen der Maus dermassen vor Ekel, dass sie beinahe vom Besen gestürzt wäre. Unter ihr drohte schweigend die abweisende, eisige Bergwelt.

"Kommt nicht in Frage", schrie sie scharf durch die schneidende Luft. "Wenn du nicht still bist, lasse ich dich hinunterfallen."

Doch die Maus liess sich nicht einschüchtern. "Himmel, Katz und Donner, wenn du mich nicht wärmst, führe ich dich in die Irre, und du landest bei den Hottentotten."

Da Ri-Ta einmal gehört hatte, dass es bei den Hottentotten nur Männer gebe, überwand sie sich seufzend und steckte das graue, zappelnde Tier angewidert unter den äussersten Pullover.

Nun gefiel es der Maus wieder. Als sie gar bemerkte, dass sie die Grenze zu Italien überflogen hatten, begann sie aufgeregt auf Italienisch zu piepsen und zu pfeifen. Sie liess sich weder durch Ri-Tas ärgerliches "Schweig mal!" noch durch deren wilden Zick-Zack-Flug davon abhalten. Erst um die Mittagsstunde gab sie endlich Ruhe. Nach einer letzten Richtungsanweisung rollte sie sich gemütlich in Ri-Tas Pullover zusammen und begann leise zu schnarchen.

Die Blütenhexe flog ununterbrochen den ganzen Tag. Gegen Abend tauchte vor ihnen wie ein

Traum Venedig aus dem Meer auf. Die untergehende Sonne überflutete das ganze Panorama mit rotgoldenem Licht, setzte blinzelnde Funken auf die Wasserfläche und liess die Fenster der prachtvollen Paläste aufleuchten. Ri-Ta geriet bei dem wundersamen Anblick ausser sich. In ihrem Staunen vergass sie ganz, auf den Weg zu achten. Nur das entsetzte Quieken der Maus bewahrte die beiden davor, mitsamt dem Besen in eines der hohen Kamine des Industrieortes Mestre zu knallen. Erschrocken stieg die Blütenhexe höher und näherte sich vorsichtig ihrem Ziel.

Langsam kreiste sie über Venedig, dieser von Menschenhand erbauten Märchenstadt in den Lagunen. Sie hielt sich sorgsam im Schatten der Hausdächer, damit man sie von unten nicht sehen konnte. Ihre Freundin hatte ihr soviel von Venedig erzählt, dass ihr jetzt war, als hätte sie selbst davon geträumt, als kehrten die eigenen Erinnerungen wieder.

Doch die Maus wurde ungeduldig und quengelig. "Was soll dieses Rumschaukeln in der Luft? Ich bin schon ganz luftkrank. Lass mich endlich runter, avanti, avanti." Da sie gleichzeitig begann, an Ri-Tas schönem, von ihrer Mutter gestrickten Pullover herumzunagen, suchte Ri-Ta eiligst ein stilles Plätzchen zum Landen. Da aber in allen Gassen ein reges Kommen und Gehen herrschte, blieb ihr nichts anderes übrig, als auf einem Dach aufzusetzen und durch die Dachluke ins Haus zu schlüpfen. Hastig tastete sie sich durch ein dunkles, nach Kohl und saurem Wein stinkendes Treppenhaus hinunter, immer in Angst vor Entdeckung.

Gerade als sie an einer offenen Küchentüre vorbeikamen, begann die Maus in den höchsten Tönen zu piepsen: "Lass mich los, du blöde Hexe! Lass mich los, avanti, avanti, hilfio mordio!"

Erschrocken kauerte sich Ri-Ta hinter einen grossen Abfalleimer und lockerte den Pullover, damit die Maus herauskrabbeln konnte. "Sei doch still", flüsterte sie, "du pfeifst ja das ganze Haus zusammen. Verschwinde jetzt, schnell!" Doch die Maus zuckte wie im Veitstanz hin und her und piepste zwischen drohend gefletschten, gelben Zähnen hervor: "Und die Geschenke für meine arme Mäuseverwandtschaft? Die wolltest du dir wohl unter die Krallen reissen, du Diebin, du Luder. Gib her, gib her!"

Vor Ekel geschüttelt kippte Ri-Ta den schon zur Hälfte gefressenen Käse und das Praline aus dem Schultertuch vor die Maus auf den Boden. Diese ergriff schimpfend ein Stück und verschwand im nächsten Mausloch. Als Ri-Ta sich aufrichtete, und erleichtert davonschleichen wollte, kam die Maus wieder zurück, ergriff das nächste Stück und schielte mit bösen Augen von unten herauf: "Schämst du dich nicht, einer armen italienischen Maus den Notvorrat wegzustehlen? Das ist es, was ihr könnt, ihr Kapitalisten, ihr Ausbeuter, ihr..."

"Jetzt reicht es mir aber", schrie Ri-Ta erbost und hob drohend den Besen. In diesem Moment erschien eine dicke Frau unter der offenen Türe, eine Kohlenschaufel in den Händen. "Hat hier nicht eine Maus gepiepst?" fragte sie. Und dann, mit einem

misstrauischen Blick auf Ri-Ta: "Was wollen den Sie hier? Wohl klauen, was?" Sie rief über die Schulter zu jemandem, der hinter ihr im Raum sein musste: "He, Luca, komm doch mal her! Jetzt dringen diese neugierigen Touristen schon bis in unsere Häuser vor. Wie wenn es nicht genügte, dass sie draussen in alles ihre Nase stecken und jeden Winkel fotografieren. Das gefällt ihnen wohl, unsere Armut hier, hä? Daheim können sie dann erzählen, wie malerisch es bei den Einheimischen in Venedig ist, hä!"

Ri-Ta hatte schon während der Reise ihr Sprachhirn auf Italienisch eingestellt, aber sie stotterte, als sie zu erklären versuchte: "Ich bin äh, äh... keine Touristin. Ich bin äh, äh..." Gleichzeitig war ihr klar, dass sie eben doch eine Touristin war und dass sie auf keinen Fall sagen durfte, sie sei eine Hexe. Bittere Erfahrungen hatten sie Vorsicht gelehrt. Ausserdem wusste sie nicht, ob Venezianer Hexen mögen. Die Fee hatte nichts darüber gesagt.

"Ich putze hier", sagte sie schnell und begann hastig zu wischen. Der Boden war allerdings so schmutzig und von Abfällen übersät, dass ihr modischer Einhexbesen nicht viel ausrichten konnte. Die Miene der dicken Frau schwankte zwischen Misstrauen und offener Wut, und hinter ihr erschien ein kauender Mann. "Hallo, Signorina", rief er und stiess seine Frau grob beiseite. Während er sich ein neues Stück Mortadella in den Mund schob, torkelte er auf Ri-Ta zu. "Ich kann nichts gegen Touristinnen sagen, wenn sie so hübsch sind wie diese hier. Und wir dachten es sei eine Maus.

Eher schon ein Mäuschen, o la la. Kommen Sie, Signorina..."

Da zog es Ri-Ta vor zu verschwinden. Sie langte blitzschnell nach dem Döschen, das sie an einer Schnur um den Hals hängen hatte, streute dem Mann ein paar Körner in die Augen und murmelte:

"Schlechter Kohl und Besenstiel,
du stehst still, weil ich es will."

Der Mann rieb fluchend mit beiden Fäusten in den Augen, und die Frau liess scheppernd die Kohlenschaufel fallen, doch da war von der Blütenhexe bereits nichts mehr zu sehen. Ein kühles Lüftchen wehte durch das düstere Treppenhaus.

Inzwischen war es dunkel geworden. Erst als Ri-Ta auf den erleuchteten Markusplatz hinunterschaute, hob sich ihre Laune langsam wieder. Ein prächtiger Anblick! Menschen, kleinen Käfern gleich, promenierten über den weiten Platz, scharten sich in Gruppen oder verschwanden in den schwarzen Torbögen am Rand, wie wenn sie von ihnen aufgesogen würden. Wer von den vielen fröhlichen Leuten da unten hätte gedacht, dass oben auf den Schultern eines der schwarzen Mohren eine in sieben Pullover gehüllte Hexe kauerte und vergnügt das emsige Treiben betrachtete? Erst als die Mohren plötzlich mit gewaltigen Hämmern neunmal auf die zwei ehernen Glocken schlugen, erwachte sie aus ihrer Verzückung. Hastig, mit vom Dröhnen tauben Ohren, liess sie sich mit Hilfe ihres Besens auf den Platz hinuntergleiten. Ehe sich ein paar verblüffte

Touristen versahen, war Ri-Ta im Schutz der Dunkelheit entkommen.

Ihr schmerzender Magen machte sie auf ein naheliegendes Problem aufmerksam: Sie verspürte einen unbändigen Hunger. Den ganzen Tag hatte sie nur die zwei Mohrenköpfe gegessen, die ihr die Fee eingepackt hatte, und sonst nichts. Im Schultertuch fand sich noch die angefressene Brotrinde der Maus, und Ri-Ta vergass sich so weit, dass sie daran knabberte.

Voller Schreck fiel ihr ein, dass sie überhaupt kein Geld mitgenommen hatte. Zwar verstand sich die Blütenhexe auf die Kunst, Geld zu hexen, aber nur nach Vorlage. Daran hatte sie jedoch beim Aufbruch nicht gedacht, und sie konnte sich mit bestem Willen nicht mehr erinnern, wie das italienische Geld aussah. Als sie in ihrer Not einen vertrauenserweckenden, jungen Mann um eine Gabe anbettelte, packte der sie um die Hüfte und fragte lüstern: "Wieviel, Puppe? Für eine Stunde?"

Einzelne Frauen gab es kaum. Sie flanierten alle in Gruppen oder in Begleitung eines Mannes. Überhaupt wurden die Gassen immer leerer. Nur aus den Fenstern und Türen zahlreicher Restaurants drang warmes, einladendes Licht. Doch Ri-Ta getraute sich nicht, ohne Geld einzutreten.

Endlich fand sie, geleitet von einem Suchhexenspruch, einen 100-Lire-Schein in einer Abflussrinne. Dass 100 Lire sozusagen nichts wert waren, daran erinnerte sie sich von ihrem letzten Italienauf-

enthalt her. Sie brauchte eine ganze Stunde, um in einer dunklen Ecke genügend 100-Lire-Noten zusammenzuhexen, damit es für ein Nachtessen reichen würde. Erschöpft und fast am Verhungern raffte sie den Berg Scheine in ihrem Tuch zusammen und hängte sich das grosse Bündel über die Schulter.

Nun begann die Suche nach einem Restaurant. Im ersten fragte der Kellner abschätzig: "Sind sie allein, Signorina?" Im zweiten wies man sie in belehrend-hochmütigem Ton weg: "Wissen sie nicht, dass man an Silvester vorbestellen muss?" Im dritten erging es ihr nicht besser, und auch in allen anderen, die sie in den folgenden zwei Stunden deprimiert und mit knurrendem Magen abklapperte, erntete sie böse Blicke und zugeschlagene Türen.

Venedig hatte seinen Zauber eingebüsst. Die engen Gassen erschienen der Blütenhexe düster und stinkig, der Dunst aus den Kanälen kalt und gefährlich. Nicht einmal die kleinen Weihnachtsbäumchen auf den Plätzen und vor den Hotels, über und über behängt mit farbigen Päckchen, Flitter und glänzenden Plastikkugeln, konnten sie aufheitern.

Als sie sich um Mitternacht wieder auf dem Markusplatz einfand, traf sie dort auf eine Menge Volk. Frauen und Männer drängten sich um verschiedene Feuer, die auf den Steinplatten entfacht worden waren. Alte Männer standen in Gruppen und liessen den Wein rundum gehen. Die leeren Flaschen zerschmetterten sie auf den Steinen des jahrhundertealten, berühmten Platzes und an den Säulen,

die die Arkaden trugen. Der ganze Boden war dicht übersät mit grünen Scherben, die im Flackern der Feuer aufleuchteten. Junge Burschen stürmten mit offenen Flaschen in den Händen durch die Menge und riefen sich in allen Sprachen der Welt Scherzworte zu.

"Das besoffene Gröhlen ist international", dachte Ri-Ta missmutig und machte rechtsumkehrt. Lieber allein als unter der fröhlichen Menge. Aber schon war sie umringt von einer Schar junger Leute. "Happy new year!" rief ein bebrillter Jüngling und hielt ihr eine halbvolle Flasche Sekt unter die Nase. Mehr um ihn abzuwimmeln als aus Durst, nahm sie einen Schluck. Aber der Alkohol brannte angenehm im Magen. Versuchsweise setzte sie gleich nochmal an. "Très bien, très bien, encore une goutte", schrie ihr von der anderen Seite eine Stimme ins Ohr, und ein runder Bursche klopfte ihr begeistert auf die Schulter. Auch er hatte eine Flasche in der Hand, und auch von ihm nahm die Blütenhexe einen kräftigen Schluck. Bei dieser Bewegung lockerte sich der grosse Beutel, den sie über der Schulter trug, 100-Lire-Scheine flatterten zu Boden. Ein paar halbwüchsige Jungen stürzten sich lachend darauf und trennten Ri-Ta von der Touristenschar. Doch nun war das Eis gebrochen. In der Stunde um Mitternacht tanzte sie wild über die beiden Plätze, nahm da einen Schluck und dort einen Schluck. Sie streute 100-Lire-Scheine wie Vogelfutter unter die Menge und fühlte eine immer angenehmere Wärme im Magen. Hie und da spürte sie durch den Schleier ihrer zunehmenden Trunkenheit neugierige Blicke, die sie verfolgten, oder

sie hörte an ihrem Ohr ein neckisches Kichern. Doch wenn sie sich umdrehte, sah sie nur die anonyme Masse feucht-fröhlicher Menschen, die ihr Flaschen entgegenstreckten.

Als die Mohren vom Turm ein Uhr schlugen, sank sie erschöpft auf den Stufen unter den Arkaden zusammen. Wieder erklang das neckische Kichern an ihrem Ohr. Als sie aufblickte, sah sie sich von drei Frauen umtanzt, und in dem durchdringenden Geruch nach abgebranntem Feuerwerk und vergossenem Wein mischte sich ein anderer Duft: Angenehm und zart, fern und vertraut. Ri-Ta schnüffelte, während die Frauen ihr lachend den Besen entrissen und damit rund um sie herum den Boden kehrten. Sie bewegten sich so schnell, dass Ri-Ta sie nur in Schemen erfassen konnte. Ohne Erfolg versuchte sie, ihren Alkoholnebel zu durchdringen und klar zu denken.

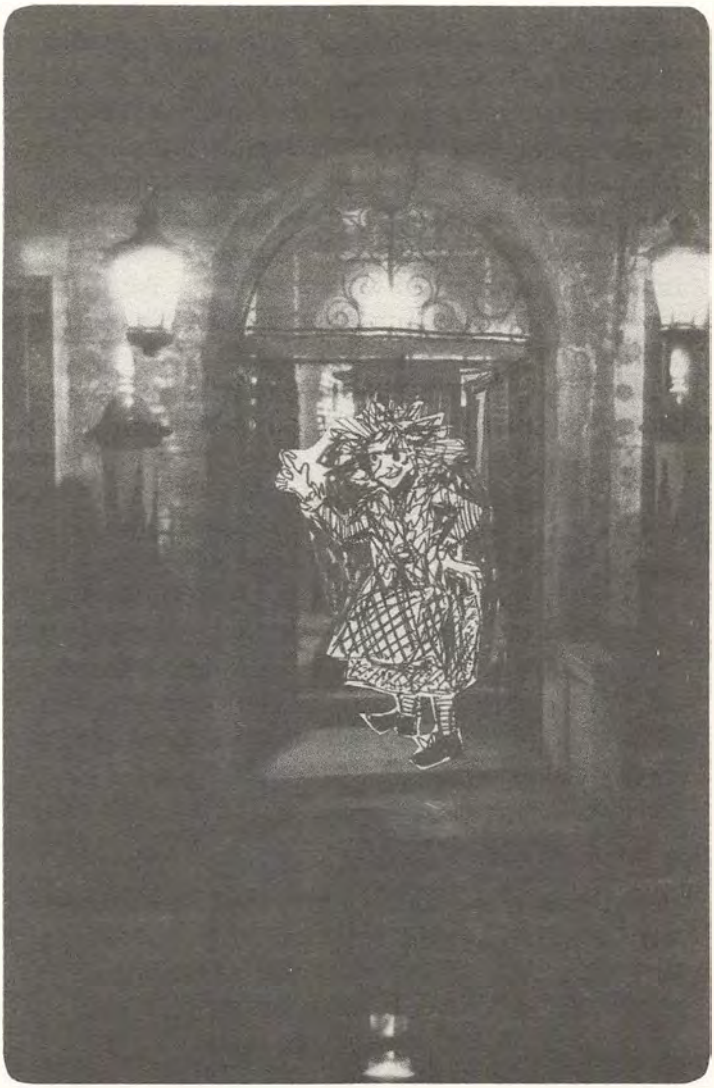
Plötzlich konnte sie die Erinnerung packen – Hexen! Richtig, Hexen rochen so. Daran konnte man sie erkennen. Und während der Walpurgisnacht, wenn sie sich alle zum Tanzen versammelten, war der Geruch betäubend. Hexenduft! Unvergleichlich verwirrender Hexenduft!

Freudig sprang Ri-Ta auf. "Hexen seid ihr, Hexen!" Aber die drei Frauen waren waren schon verschwunden. Ri-Ta hörte ihr Kichern auf dem Brücklein über dem Kanal. Atemlos folgte sie ihnen treppauf, treppab. Durch enge, winklige Gassen, über verlassene Plätze. Der Lärm der Neujahr feiernden Menge war nur noch schwach weit hinter

ihr zu hören. Auf einer Strasse, die einem breiten Kanal folgte, stolperte Ri-Ta plötzlich über ihren Besen, der da wie weggeworfen lag. Sie fiel der Länge nach hin. " Wo seid ihr?" rief sie ungeduldig und rieb sich schimpfend die schmerzenden Knie. "Wo seid ihr, seid ihr...?" wiederholte undeutlich das Echo von den dunklen Hauswänden.

Aus einer Seitengasse riefen Frauenstimmen: "Vieni, vieni!" Aber als sie in die Gasse einbog, war niemand mehr zu sehen. Die Häuser erhoben sich schwarz und abweisend in den dunklen Himmel. Nur eine schwache Pfunzel verbreitete diffuses Licht. Zögernd lief die Blütenhexe einige Schritte in die Gasse hinein und klopfte aufs Geratewohl an eine der Türen. Sofort wurde diese aufgerissen, als habe man sie erwartet. Ein altes, hässliches Weib mit grauschwarzen Haaren und einem einzigen, dafür umso mächtigeren Zahn verbeugte sich tief vor ihr: "Guten Abend, die Dame", sagte sie kichernd. "Wollen sie mir bitte ihre Garderobe übergeben!" Mit der dezenten Geste eines perfekten Butlers streckte sie ihre in Lumpen gehüllten Arme aus. Versuchsweise übergab ihr Ri-Ta die kleine Wollmütze. Die Alte setzte sich die Mütze auf ihren wirren Haarschopf und streckte wieder die Arme aus. "Ihren Besen, bitte." Zögernd übergab ihr Ri-Ta auch den Besen und die Alte watschelte damit zufrieden auf die Treppe zu. "Wollen sie mir nun folgen?"

Neugierig ging Ri-Ta hinter ihr her. Das Treppenhaus kam ihr seltsam bekannt vor, aber sie kam nicht dazu, sich zu wundern. Die Alte erklomm die



Stufen so geschwind, wie man es ihr nie zugetraut hätte. Auf dem ersten Treppenabsatz befahl sie: "Ihre äusserste Hülle, bitte." Ri-Ta zog sich den dicken roten Winterpulli über den Kopf, beim zweiten Absatz den nächsten. Im dritten Stock standen zwei Abfalleimer, der Boden rundherum war mit Käsestückchen übersät. Doch Ri-Ta hatte keine Zeit, näher hinzusehen. Die Alte drängte weiter und verlangte gleichzeitig einen weiteren Pulli. Je höher sie stiegen, desto wärmer wurde es. Als Ri-Ta und ihre Begleiterin im siebten Stockwerk angekommen waren, hatte die Blütenhexe alle sieben Pullis und sieben Hosen der Alten auf die ausgebreiteten Arme gehäuft und trug nur noch ihre dünne, rosa Latzhose.

In einer Art Vorzimmer standen wohl an die hundert Besen der verschiedensten Sorten und Ausführungen. Das meiste waren gewöhnliche Reisigbesen, einige mit Bändern und Schokoladeherzen geschmückt; es gab aber auch wundervoll geschnitzte oder mit eingelegten Goldplättchen verzierte. Ein paar waren rosarot oder hellblau, mit aufgemalten Gondeln und Kätzchen. In der Mitte des Raumes lagen Pelzmäntel, schwarze Lumpen, Jeans und schicke Zigeunertücher wild durcheinander auf dem Boden. Das alte Weib warf Ri-Tas Pullover, Hosen und Schals mitten auf den Haufen, schoss ihren eigenen Umhang dazu und pfiff schrill durch die Finger. Mit einem Knall öffnete sich eine Türe; wilde Musik, Wärme, farbiges Licht drang heraus. Mittendrin die drei Frauen von vorhin. Ri-Ta war so überwältigt von dem plötzlichen Tumult, dass es ihr beinahe den Atem verschlug. Die Frauen pack-

ten sie lachend um die Schultern, ergriffen auch die Alte bei den Händen und drückten die beiden durch die Tür hinein, durch die zur gleichen Zeit ein Dutzend Frauen hinausdrängten.

Was nun folgte, lässt sich schlecht beschreiben, es war zu toll, zu wild, zu faszinierend. - Kurz, zu hexisch für meine einfache Menschensprache. Versucht es euch vorzustellen:

Hinter der Tür erstreckte sich ein weiter Estrich, der grösser wirkte als der Grundriss des ganzen Häuserblocks. Er schien ohne Ende und Begrenzung zu sein, und doch voller Dachbalken, Nischen und Kamine. Überall brannten kleine und grosse Feuer auf dem nackten Bretterboden, doch das Holz verkohlte nicht dabei. Der ganze Raum war erfüllt von einem Licht, von dem Ri-Ta nicht wusste, ob es violett oder blau oder rot oder vielleicht schwarz war. Das Unbeschreiblichste aber waren die vielen Frauen: alte, junge, dicke, dünne, grosse, kleine. Sie tanzten nackt oder halbbekleidet in wilden Rhythmen um die Feuer oder sassen plaudernd auf bunten Kissen. Unter schwarzen Augenbrauen blitzten dunkle Augen aristokratisch, wunderschöne Körper drehten und wanden sich in dem phosphoreszierenden Licht. Andere Frauen sahen aus wie Bäuerinnen aus der Provinz oder wie uralte Kräuterweiblein aus den Hügeln von Umbrien und der Toscana.

Eine der drei Hexen, die Ri-Ta hergelockt hatten, hielt ihr einen grossen braunen Tontopf unter die Nase, bis an den Rand gefüllt mit einer dampfen-

den, wohlriechenden Kräutersuppe. Ri-Ta stürzte sich unter dem Gelächter der drei heisshungrig darauf. Die Alte, die sie untern an der Tür empfangen hatte, schlug mit einem schrillen Schrei einen Purzelbaum über das nächste Feuer und war im Getümmel verschwunden.

Die Nacht lässt sich, wie gesagt, nicht beschreiben. Die Blütenhexe tanzte zusammen mit den italienischen Hexen wie nie in ihrem Leben. Als morgens um fünf die Morgendämmerung ihre grauen Schleier über die Stadt und die Lagune ausbreitete, ergriffen die Frauen ihre Mäntel, Jacken, Umhänge und Besen und strömten durch eine plötzlich geöffnete Dachluke in den düsteren Himmel hinaus. Als wilde Meute zogen sie laut kreischend und singend Runden über der Stadt. Sie trugen Transparente und lange, beschriftete Fahnen mit sich und besprayten die Wolken mit Hexenbefreiungsparolen. Farbige Flugblätter mit Hexensprüchen liessen sie wie bunte Vögel auf die Stadt hinab schneien.

Die Schläfer unten in den dunklen Häusern hörten den Lärm wohl, aber sie rollten sich zusammen und zogen die Decke über den Kopf. Die wenigen Menschen, die schon auf waren, wandten sich ab und bekreuzigten sich.

Nach der siebten Runde über der Stadt trennte sich ein Teil der Hexen von den andern und flog winkend landeinwärts davon. "Arriverderci, arriverderci, nächstes Jahr wieder!"

Auch die Gruppe der restlichen Hexen lichtete sich

schnell. Die Frauen verschwanden in Dachluken und offenstehenden Fenstern, und als der erste Sonnenstrahl die Stadt aufleuchten liess wie einen kostbaren Diamanten, schwebte die Blütenhexe allein und etwas verwirrt über der Rialto Brücke. Hastig lenkte sie den Besen dem Boden zu, mischte sich zu Fuss unter die ersten Frühaufsteher und liess sich leer und ziellos treiben. Sie fühlte sich nach dieser Nacht in der Frauengemeinschaft plötzlich unendlich verlassen und einsam. Wie lange sie so geschlendert war, den Besen hinter sich her schleifend, hätte sie später nicht zu sagen vermocht.

Da, was war das? Mitten auf einem kleinen Plätzchen sah sie eine Hexe auf einem Besen, bereit zum Abflug! Erfreut riss Ri-Ta die Augen auf und rannte auf die Hexe zu. "He, hallo, warte mal..." Die Hexe gab keine Antwort. Sie regte sich auch nicht, als Ri-Ta sie am Rock packte. Da realisierte die Blütenhexe enttäuscht, dass es nur eine Puppe war. Ein Mann, den sie vorher gar nicht bemerkt hatte, rückte ihr noch eine hölzerne Katze auf dem ausgestopften Buckel zurecht und lachte Ri-Ta freundlich zu: "Buon anno, buon anno! Eine schöne Hexe, nicht?" Ri-Ta nickte verwirrt und wandte sich ab. Beim Weiterschlendern bemerkte sie erstaunt, dass in allen Schaufenstern Hexen ausgestellt waren. Es gab welche aus Stoff, aus Teig und aus Holz; die meisten aber waren aus Filz und trugen auf dem Rücken mit Süssigkeiten gefüllte Säckchen. Hexen hingen zwischen den Backwaren der Bäckereien, zwischen den Salamis der Metzgereien, und sie fehlten auch nicht in den eleganten Mode-

geschäften. Gerne hätte sich Ri-Ta eine gekauft, aber sie hatte in der letzten Nacht alle ihre mühsam gehexten 100-Lire-Noten weggeschmissen. In ihren Taschen fanden sich nur noch vier lumpige, zerknüllte Scheine. Es reichte nicht mal für den dringend benötigten Kaffee.

Unvermittelt war sie in ein ärmliches, schmutziges Quartier geraten, das ihr seltsam vertraut vorkam. Sie erkannte es nicht richtig wieder, aber ihr war, als sei sie schon einmal hier gewesen.

Von einer Ahnung getrieben, öffnete sie eine der alten, verdreckten Türen, und schon schlug ihr der angenehm vertraute Geruch entgegen, den sie so sehr liebte: Hexenduft! Begeistert schnuppernd stieg sie die Treppen hoch, vorbei an zwei Abfalleimern, bis in den siebten Stock. Aufgeregt öffnete sie eine Türe, aber der Estrich dahinter erwies sich als kleines dunkles Gerümpelkämmerlein. Ungläubig betrachtete die Blütenhexe die Spinnweben in der Ecke und die aufgestapelten, alten Koffer. Wo war der ausgedehnte Tanzsaal? Sie hätte schwören können, dass hier das Fest gewesen war. Ausserdem roch es immer noch unverkennbar nach Hexen. Aber trotz intensiven Suchens entdeckte sie keine zweite Türe. Dafür fand sie in einer Ecke des Vorraums ihren verlorenen Handschuh.

Gedankenversunken schlich sie die Treppen wieder hinunter. Ihre Beine waren bleischwer. Plötzlich fühlte sie sich hundemüde und hatte das Gefühl, sie könne keinen einzigen Schritt mehr tun. Sie musste sich hinsetzen, einen Moment die Augen schliessen, der Nacht nachträumen...

Die Blütenhexe erwachte, weil jemand an ihrer Nase knabberte. Als sie die Augen öffnete, erblickte sie direkt vor ihrem Gesicht eine dicke graue Maus. Mit einem Schrei sprang sie auf die Füsse und ergriff den Besen. Aber eine ungnädige Mäusestimme pfiff: "Pass doch auf!" Ri-Ta erkannte ihre italienische Reisegefährtin aus der Schweiz wieder. "Du hast nun lange genug gepennt", piepste die Maus. "Ich will zurück."

"Du willst zurück?" fragte Ri-Ta erstaunt. "Aber ich dachte..." Die Maus strich sich verlegen über den Schwanz. "Ach, ich habe eben zu lange im Kapitalismus gelebt. Hier geht es ja doch etwas primitiv zu, und meine Verwandten sind eingebildete Venezianer." Ri-Ta bemerkte, dass die Maus den Käse und das Praline, auf das sie so stolz gewesen war, immer noch bei sich trug. Anscheinend war sie von der "armen" Verwandtschaft nicht gerade mit offenen Pfoten empfangen worden.

Die Blütenhexe war einverstanden, zurückzufliegen. Sie hatte das Gefühl, Venedig habe ihr nach dieser Nacht nichts mehr zu bieten. Tapfer ihren Ekel überwindend machte sie der Maus aus ihrem Schal ein warmes Nest im Schultertuch und knüpfte es wieder an ihren Besenstiel. Da sie sich aber weigerte, auch die Käseresten und das Praline miteinzupacken, verfiel die Maus von neuem in ein lautes ärgerliches Pfeifen. "Sei doch still", zischte Ri-Ta, "du pfeifst noch das ganze Haus zusammen." Aber es war schon zu spät. Die Türe wurde aufgerissen, und die Frau mit der Kohlenschaufel stürzte heraus.

"Da war doch wirklich eine Maus", begann sie mit lauter Stimme zu schimpfen. Als sie Ri-Ta bemerkte, schwieg sie abrupt und zog vorsichtig die Türe hinter sich zu. "Du bist doch die fremde Hexe", flüsterte sie. "Was willst du denn jetzt noch hier?" Ihre Augen flackerten ängstlich. "Pass auf, dass mein Alter nichts merkt." Ri-Ta blickte sie erstaunt an. Plötzlich bemerkte sie wieder den sanften, vertrauten Geruch. "Bist du etwa auch eine Hexe?" fragte sie verblüfft. Die Frau fiel ihr erschrocken ins Wort: "Sei still, er darf nichts merken." Dann schien sie nachzudenken. "Kann ich dir irgendwie behilflich sein?" "Nein, nein, eigentlich wollte ich in die Schweiz zurückfliegen. Ich suche nur einen Platz, wo ich unbemerkt starten kann." Die Frau ging an Ri-Ta vorbei und stieg schwerfällig die Treppe hoch. "Komm, ich öffne dir die Hexenluke." Die Hexenluke war jene Öffnung, durch die die Hexen am Morgen rausgeflogen waren. Ri-Ta erkannte sie deutlich wieder. Sie entdeckte sogar einen violetten Wollfaden, der am Rahmen hängengeblieben war und sich im feinen Luftzug sanft bewegte. Doch die Gerümpelkammer wirkte immer noch eng und staubig. "Wo ist denn der grosse Estrich, in dem wir letzte Nacht getanzt haben?" fragte sie immer verwirrter. Die Frau öffnete die Luke und zuckte ungeduldig die Achseln. "Geh jetzt, ich will nicht noch wegen dir in Schwierigkeiten geraten. Vielleicht sind in deinem Land die Hexen frei und emanzipiert, aber hier werden wir immer noch unterdrückt." Sie wirkte plötzlich müde und traurig. "Flieg jetzt, und denke hie und da an uns. Wir arbeiten an unserer Befreiung. Zwar feiern die Venezianer heute unse-

ren Tag, aber in Wahrheit werden wir immer noch verfolgt und müssen uns heimlich treffen. Geh jetzt, Sorella, und erzähle von uns in dem beneidenswerten Land, in dem sich die Hexen voll entfalten können."

Die Blütenhexe fasste die venezianische Hexe liebevoll um die Schultern. "Leider habe ich dieses Land auch noch nicht gefunden. Doch ich werde dich nicht vergessen, Schwester. Ich werde versuchen, so gut wie möglich hexen zu lernen, damit ich mich für die internationale Hexenbefreiung einsetzen kann."

Sie setzte sich auf ihren Besen und schwang sich hinaus. Während sie nochmals eine Runde über Venedig ritt, sah sie noch lange eine winzige Hand aus einer winzigen Dachluke winken.

Die Fee mit den vier Rädern am Hintern sass mit einem dicken Schal um den Hals am Pult und schrieb. Lolita schlief auf ihren Knien. Beim Anblick der Katze verschwand die Maus ohne ein Wort des Dankes oder des Abschieds. Lolita sprang gähnend auf den Boden, stolzierte mit hochmütig erhobenem Schwanz an Ri-Ta vorbei und sagte im Vorbeigehen: "Nett von dir, dass du die Maus zurückgebracht hast. Ich werde mich mal um sie kümmern."

Ri-Ta sah ihr erschrocken nach, aber von der andern Seite nahte der dicke Kater Max-Max und warf seiner Mutter spielerisch einen Tannzapfen vor die Pfoten. "Dummkopf", fauchte diese ärger-

lich und gab ihm eine Ohrfeige, aber die Maus war unterdessen unauffindbar verschwunden.

Die Blütenhexe und die Fee fielen sich zärtlich in die Arme.

Weihnachten

Die drei Hexen waren zu einem Hexenklatschstündchen zusammen gekommen. Bei starkem Kaffee, schwarz wie die Hölle und süss wie die Sünde, sassen sie und knabberten bewusstseinserweiternde Kräuterwaffeln. Wie es Hexen so an sich haben, kamen sie ins Schwärmen. "Wisst ihr noch, wie wir in der Walpurgisnacht toll getanzt haben", seufzte Hexe Alice. "Heissa, da sind die Fetzen geflogen! - Heissa, da ging es wild zu", prahlte die dicke Rollbolla, und die jüngste in der Runde, die Blütenhexe Ri-Ta, streichelte seufzend ihren Besen: "Ach, wenn doch schon wieder Walpurgisnacht wäre!"

Nun dauerte es aber noch lange bis Walpurgisnacht. Der Kalender zeigte den 24. Dezember und wenn hex rechnen konnte, wusste sie, dass sie noch 127 Nächte zu warten hatte. Nur an Walpurgisnacht aber dürfen Hexen so richtig ausgelassen, hexig, verrückt tanzen. An Walpurgisnacht kommen die Hexen aus allen vier Himmelsrichtungen auf dem

Blocksberg zusammen und tanzen, wie Rollbolla sich auszudrücken beliebt: "bis die Fetzen fliegen."

"Wir können ja einmal unsere eigene Walpurgisnacht feiern. Heute zum Beispiel", sagte Alice versuchsweise und streckte die Nase in die Luft. Rollbolla sah entsetzt zu ihr hin. Alice hatte immer so verrückte, unerlaubte Ideen. Walpurgisnacht auf eigene Initiative, das war ja richtig ketzerisch. Aber Ri-Ta rief begeistert: "Prima, genau das machen wir, ein tolles Fest. Los, Rollbolla, sei kein Frosch. Mach mit!" Sie sprang auf und packte ihren Besen. Rollbolla folgte murrend. "Ich bin kein Frosch, was fällt dir ein. Und ich muss ja wohl mitkommen, damit ihr jungen Dinger nicht zuviel Unsinn anrichtet."

Huiiiii, ging es los, im wilden Flug in die Abenddämmerung hinein. Zuvorderst Alice mit fliegenden Haaren. Unter ihnen lagen verschneite Tannenwälder, gelbes Licht leuchtete aus den Fenstern der Wolkenkratzer, die hinter dem Wald emporragten. Auf einer Waldlichtung liessen sich die Hexen niedersinken, hexten im Nu ein riesiges, loderndes Feuer und begannen zu tanzen. Zum Glück trugen alle drei die hexentanzvorschriftsmässigen 7 Röcke und 7 Unterröcke, denn es war schneidend kalt.

Rollbolla stand plötzlich mitten im Tanz stocksteifstill. "Hee, kommt mal her", rief sie aufgeregt. "Was ist denn das?" Von weit her hörte man ein süsses Klingen und helle Stimmen, die ein Lied sangen. Wie sie näher kamen, konnte man auch die Worte verstehen: "Halleluja, halleluja." "Wer kann

das sein?" fragte Ri-Ta verblüfft, und auch Alice streckte neugierig den Hals. Solche Töne hatten sie noch nie in ihrem Hexenleben vernommen.

Aus dem Wald traten drei feine, zarte Wesen. Sie trugen weisse Hemden, einen Strahlenkranz auf dem Kopf und schritten mit blaugefrorenen, nackten Füssen über den Schnee. In den Händen trug jedes ein flackerndes Kerzlein. Rollbolla schüttelte entrüstet den Kopf. "Die erkälten sich ja in dem dünnen Zeug. Arme Waisenkinder, dass es sowas heutzutage noch gibt. Ich muss denen doch gleich was Warmes hexen." Die drei Wesen hatten unterdessen die Hexen beim Feuer bemerkt und blieben erschrocken stehen. Ri-Ta ging auf sie zu. "Kommt doch näher, wärmt euch. Wer seid ihr denn? Doch nicht etwa..." Ein plötzlicher Gedanke war ihr gekommen. "Weihnachtsengel", bestätigte die vorderste der lichten Gestalten. Sie traten schüchtern näher und wärmten sich die Hände am prasselnden Hexenfeuer. "Wir wurden abkommandiert, um dem Nikolaus dieses Waldes zu helfen. Leider haben wir die Orientierung verloren, weil seit letztem Jahr eine Autobahn samt Zufahrten mitten durch den Wald gebaut worden ist. Das Nikolaushäuschen ist weg, und wir wissen nun gar nicht, wo ihn suchen. Heute ist doch Weihnachten. Wir müssen ihm helfen, die Pakete und Weihnachtsbäume zurecht zu machen." Alice stemmte erbost die Hände in die Hüften. "Das nenne ich Ausbeutung weiblicher Arbeitskräfte. Nachtarbeit ohne geeignete Kleidung. Und natürlich ist der Chef wieder einmal ein Mann. Warum streikt ihr nicht, statt den alten Knacker noch zu suchen?" Die drei Weihnachtsengel blick-

ten verwundert, und die Blütenhexe bekräftigte: "Ja wirklich, bleibt hier und tanzt mit uns, wir feiern Walpurgisnacht." Rollbolla zog farbige Wollstrümpfe unter der Schürze hervor, die sie in der Eile gehext hatte und dröhnte: "Jawohl, jawohl, ihr jungen Dinger. Früh übt sich, was eine rechte Hexe werden will. Ob Weihnachtsnacht oder Walpurgisnacht, Fest bleibt Fest, und man soll die Feste feiern wie sie fallen."

Und so geschah es wohl zum erstenmal in der Geschichte, dass Weihnachtsengel und Hexen gemeinsam eine wilde Nacht durchtanzten und durchfesteten.

Nachtrag: In der neuerbauten psychiatrischen Klinik gab ein weissgekleideter Arzt einem aufgeregten, alten Mann eine Beruhigungsspritze in den Hintern. "Halten sie still, Opa", sagte die Krankenschwester, die ihn festhielt. "Natürlich sind sie der Nikolaus. Es gibt auch Leute, die sich für Napoleon halten. Aber nun müssen wir brav schlafen, Opa, brav schlafen."

Die Puppe

Es war einmal eine berühmte Schriftstellerin. Niemand wusste zwar, warum sie berühmt war, niemand hatte je etwas von ihr gelesen. Aber alle kannten sie aus der Zeitung. Um aufzufallen und um in der Zeitung erwähnt zu werden, umgab sie sich ständig mit allerlei sonderbaren Accessoires: langen Schleppen, farbigen Augengläsern, Styroporhüten und was der skurrilen Extravaganzen mehr sind.

Die Schriftstellerin wurde dank diesen Zutaten immer berühmter und berühmter. Sie kaufte sich extra sieben neue Telephone, damit sie noch besser mit ihren Fans sprechen konnte. Und sie zog sich einen Monat lang mit ihrer Sekretärin und einem Burschen für die schwere Arbeit in die Einsamkeit zurück, damit alle Welt rätseln solle, wo sie wohl stecke.

In der Einsamkeit kamen ihr allerlei sonderbare Gedanken. So überlegte sie sich, dass ihr eigentlich nur noch etwas zu ihrem Glück fehle, nämlich ein eigenes Kind, am besten ein kleines Mädchen, das aussah wie sie.

Da sie sich nie einen Wunsch versagte und auch massenhaft Geld und Beziehungen hatte, liess sie sich von einem weltbekannten geheimen Erfinder unter strengstem Siegel der Verschwiegenheit ein Kind nach ihren Vorstellungen erfinden.

Der Erfinder brachte ihr bald darauf eine Kinderpuppe, die alles konnte. Wenn man auf den violetten Knopf drückte, konnte sie singen. Sie sang Kinderlieder aus aller Welt in 180 Sprachen, sogar eine sehr seltene Eingeborenensprache war darunter, das Lölö. Diese Sprache besteht nur aus einer Silbe, nämlich Lö. Das Lied dauerte 45 Minuten und hatte 2 Töne, Mi und Fa. Es hörte sich an wie eine Schallplatte, die auf der Silbe Lö einen Sprung hat. Lölö, lö, lö, lölö. Die Puppe hatte mit diesem Lied unglaublichen Erfolg.

Die Puppe konnte auch erstaunlich gut tanzen, wenn man auf den grünen Knopf drückte. Und beim gelben Knopf konnte sie ganz reizende Geschichten erzählen, ebenfalls in 180 Sprachen, darunter eine 2stündige Lölö-Geschichte. Beim braunen Knopf konnte sie malen. Die Farben drückte sie aus den Fingern. Beim schwarzen Knopf rechnete, beim weissen Knopf schrieb sie, beim roten Knopf sagte sie die Propheten auf.

Der Rücken der Puppe war voller Knöpfe. Aber man konnte das gut mit einem hübschen Kleid verdecken.

Die Schriftstellerin gab die Puppe als ihre Tochter aus und liess sich überall mit ihr photographieren. Die Kunststücke der Puppe wurden in allen Zeitungen erwähnt.

Plötzlich wollten alle Leute solche Puppen. Die eigenen und überhaupt alle lebendigen Kinder erschienen ihnen dumm und ungehorsam. Ausserdem

fehlten ihnen die sehr in Mode gekommenen Knöpfe am Rücken. Der Ansturm auf den geheimen Erfinder war enorm. Die Leute boten ein Vermögen, für solch ein künstliches Kind. Der geheime Erfinder liess sich eine riesige Fabrik bauen, die täglich 2000 Puppen produzierte. Und die verkauften sich wie frische Brötchen. Rote, gelbe, schwarze Puppen, Puppenmädchen und Puppenknaben, mit der Zeit sogar Puppentiere.

Bald hatten alle Leute, die es sich leisten konnten, Puppenkinder und Puppentiere. Die richtigen Kinder und die richtigen Tiere schickten sie in die Wälder. Und auch die armen Leute, die sich keine Puppen leisten konnten, schickten ihre Kinder in die Wälder; lieber keine Kinder, als so gewöhnliche, dumme, ungehorsame.

Kommen wir zurück zur Schriftstellerin, der dies alles zu verdanken war. Ihre Puppe war nun nicht mehr so aussergewöhnlich. Andere Leute hatten Puppen mit noch mehr Knöpfen, Und mit der Zeit wurde sie der Puppe überdrüssig. Sie kannte schon alle 180 Lieder und die 180 Geschichten auswendig, und die ewigen Wiederholungen wurden ihr langweilig.

Als die Puppe gerade wieder mal ihr LöLö-Liedchen sang, ging das der Schriftstellerin dermassen auf die Nerven, dass sie in wildem Zorn eine Blumenvase nach ihr warf und ihre kostbare Porzellanmadonna hinterher.

Leider war aber die Puppe unzerbrechlich. Nur der

violette Knopf ging kaputt, so dass man das LöLö-Lö-Liedchen nicht mehr abstellen konnte.

Dieses ewige LöLöLö Lö Lö Lö zerrte so sehr an den Nerven der Schriftstellerin, dass sie sich keine Extravaganzen mehr ausdenken konnte und bald darauf wahnsinnig wurde.

Den anderen Leuten ging es ähnlich. Sie hatten genug von den schönen perfekten Puppen, und sie hätten jetzt gerne ihre Kinder wieder gehabt. Doch diese waren für ewig in den Wäldern verschollen.

Die Fabrik des geheimen Erfinders aber produzierte weiter täglich 2000 Puppen. Die Maschinen wurden nun von Robotern bedient.

Der Hund

Seit Tagen hatte sie keinen Menschen mehr gesehen. Das Computerprogramm bewältigte mit Leichtigkeit die Tätigkeiten des alltäglichen Bedarfs, und die ihm angeschlossenen Roboter holten pünktlich das Essen aus der Gemeinschaftsküche, hoben sie in den Rollstuhl, brachten Waschsprays, frische Kleider, die Computerspiele aus dem obersten Fach... Eigentlich hätte sie gar nicht aufstehen brauchen; den Fernsehapparat mit seinen über 30 Kanälen, konnte sie auch vom Bett aus bedienen, ebenso wie all die anderen Raffinessen. Aber ein unerklärlicher Drang hielt sie dazu an, sich jeden Morgen in die Kleider blasen und in den Rollstuhl setzen zu lassen, obschon es, genaugenommen, nur eine Verlagerung der Langeweile war.

In der Wand knackte es leise, der grosse Monitor erhellte sich zum Bild eines lächelnden Gesichts: "Guten Morgen, Fräulein Sarina, haben Sie gut geruht?" erfüllte die muntere Stimme der Abteilungsschwester das Zimmer. "Schicken Sie uns einen Melderoboter, wenn etwas nicht in Ordnung sein sollte. Ich wünsche Ihnen einen recht schönen Tag. Aufwiedermelden, Fräulein Sarina." "Wenn die doch endlich mal Frau zu mir sagen würde", murrte Sarina in das erlöschende Gesicht hinein. Dann rollte sie sich ans Fenster und betätigte den manuellen Fensteröffner. Dass es den überhaupt noch gab, war einer total veralteten Sicherheitsbestimmung zu verdanken. In dem durch und durch vollklimatisierten Wolkenkratzer des "Krüppelsilos",

wie das riesige Hochhaus im Volksmund genannt wurde, war dies eigentlich überflüssig.

Aus dem Fenster sah man auf die bis ins kleinste Detail identischen Fronten des "Alterssilos" und des "Spinnersilos". Kein Vorhang hinter den grossen Fenstern störte die grauen, gleichmässigen Fassaden, keine Grünpflanzen, keine Geranien, auch keine zum Trocknen aufgehängten Wäschestücke. Dass es dergleichen früher einmal gegeben hatte, und auch in rückständigen Ländern noch heute gab, wusste Sarina nur aus den Geschichtssendungen des Fernsehens.

Plötzlich fesselte etwas ihre Aufmerksamkeit. Auf dem grünen Plastikrasen, weit unter ihr, bewegte sich etwas, von dem sie nicht erkennen konnte, was es war. Für einen Menschen schien es zu klein. Sarina nahm den Feldstecher zur Hand, den sie sich einmal vom wöchentlichen Sondereinkauf hatte zuschicken lassen und blickte hinunter. Erst als sie die Augen zusammenkniff, erkannte sie, was es war: Ein kleiner, struppiger Hund hatte sich mit der schleifenden Leine im Abflussdeckel verfangen und sprang nun aufgeregt bellend hin und her.

"Der kann noch lange kläffen", dachte Sarina; "da unten geht selten ein Mensch vorbei, und die Roboter sind nicht auf die Befreiung von kleinen, unnützen Hündchen programmiert." Woher der überhaupt kam? Er sah nicht nach einem kostbaren Rassehund aus, und andere gab es ja kaum noch. "Ach, kann mir ja eigentlich egal sein", sagte Sari-

na laut zu sich selber und drückte auf den Knopf fürs Fernsehprogramm. Doch sie nahm kaum wahr, was über die Scheibe flimmerte. Immer wieder schob sich das Bild des kleinen Hundes dazwischen.

Nach zwei Stunden hielt sie es nicht mehr aus, rollte zum Fenster zurück und nahm den Feldstecher zur Hand. Jetzt sprang der Hund nicht mehr hin und her. Er lag ausgestreckt am Boden, und Sarina konnte nicht erkennen, ob er tot war oder nur schlief. In ihrem Innern erhob sich eine zarte, hartnäckige Stimme, die sie seit Jahren nicht mehr gehört hatte, sicher nicht mehr, seitdem sie hier wohnte. Zehn Jahre war es her, seit ihre Eltern sie als kleines Mädchen hierher gebracht hatten. Damals als sie nach einem Autounfall nicht mehr gehen konnte.

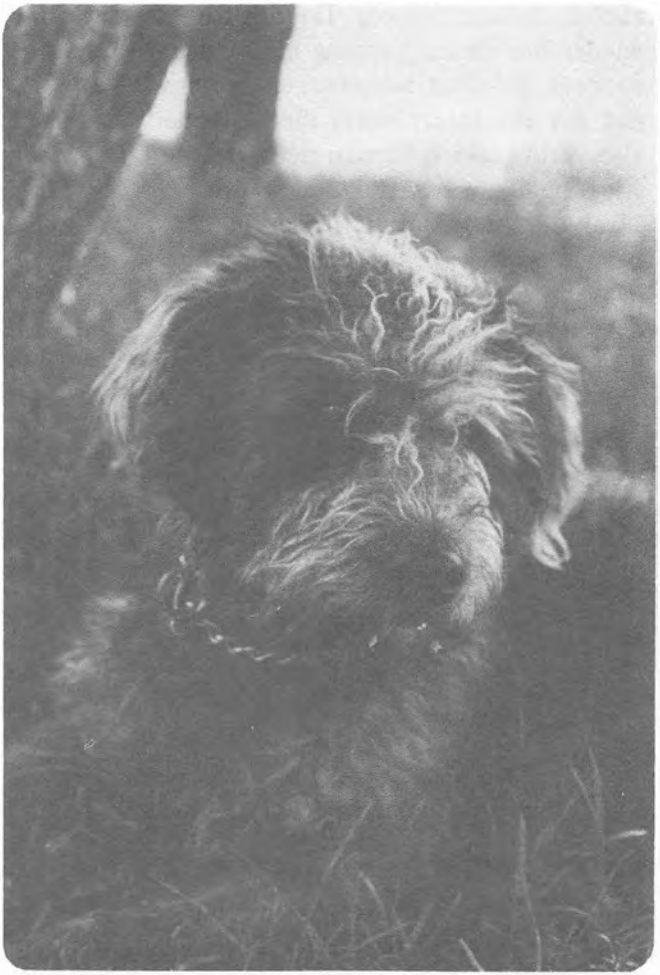
"Du hättest ihm helfen können", sagte die zarte Stimme, "man überlässt ein Tier nicht einfach seinem Schicksal." "Scheisse!" sagte Sarina laut zu ihrem Spiegelbild, das schwach auf der Fensterscheibe zu erkennen war, "Scheisshund, Scheissleben, Scheissheim."

Unvermittelt gab sie sich einen Ruck, betätigte den Türöffner und rollte eilends auf den langen, leeren Korridor hinaus. Auf dem Monitor hinter ihr erschien das Gesicht der Abteilungsschwester und gleich danach das der Oberschwester. Eine strenge Stimme fragte: "Wo wollen Sie hin, Fräulein Sarina? Fehlt Ihnen was?" "Das geht sie einen feuchten Dreck an!" schrie Sarina und rollte zielstrebig

auf den Lift zu. Ein paar Nachttöpfe tragende Roboter umkurvte sie geschickt. Auch im Lift erschien auf dem Bildschirm der Oberschwester vorwurfsvolles Gesicht, aber Sarina hängte ihre Jacke darüber. Niemand hinderte sie daran, durch die automatische Türe hinauszurollen, und es war ja eigentlich auch nicht verboten. Es kam nur normalerweise niemandem in den Sinn, da die Pensionäre des Behindertenheimes alles, was ihr Herz begehrte, auf das Zimmer bestellen konnten.

Die ungewohnt frische Luft traf Sarina wie ein Schlag. Kalt war es, und sie bereute jetzt, dass sie ihre Jacke über das Gesicht der Oberschwester gehängt hatte. Das Rollen über den Plastikrasen bot keine Schwierigkeiten. Der Grund darunter war harter, ebener Beton. Als sie bei dem Hund ankam, sah sie, dass er die Augen offen hatte und sie Mitleid heischend anblickte. Die Leine hatte sich weiter verwickelt, so dass er seinen Kopf nicht mehr bewegen konnte. Nur der struppige, graue Schwanz schwang hin und her. "Dummer Hund, was hast du aber auch hier zu suchen", murrte Sarina und versuchte, die Leine zu entwirren. Es war nicht so einfach, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie musste sich weit aus dem Rollstuhl hinausbeugen und wäre beinahe gekippt. Endlich schaffte sie es, das Halsband aufzuklicken, so dass der Hund frei und ohne Leine war. Doch er machte keine Anstalten, das Weite zu suchen. Freudig kläffend sprang er um sie herum und leckte ihre herabhängende Hand. "So, geh heim, blödes Vieh", rief Sarina, "geh, geh zu deinem Herrchen, los, los!" Der Hund machte unsicher ein paar Schritte von ihr weg und kam dann

winselnd wieder zurück, wie wenn er sie auffordern wollte: Komm, komm mit. "Einfältiges Tier", schrie Sarina erbost und warf das Fernsteuergerät, das sie aus Versehen mitgenommen hatte, nach ihm. "Geh endlich! Wenn dich der Abwart erwischt, ist es um dich geschehen. Hunde dürfen nicht frei herumlaufen." Der Hund packte vorsichtig das Gerät mit den Zähnen und brachte es ihr zurück. Mit wedelndem Schwanz stand er vor ihr und wartete so treuherzig auf ein Lob, dass sie lachen musste. "Schon gut, Struppi, du kannst ja nichts dafür." Bei der Nennung dieses Namens bellte der Hund freudig auf und sprang wieder ein paar Schritte weg, um sie zum Mitkommen aufzufordern. "Nun ja, meinetwegen", brummte Sarina und folgte ihm über den Rasen. Dort aber kam sie nicht mehr weiter, die Rasenfläche war abgegrenzt durch eine Treppe. Dahinter breitete sich ein riesiger Parkplatz aus, ein Auto reihte sich an das andere. Der kleine Hund stand unten an der Treppe und winselte. "Siehst du denn nicht, dass ich hier nicht weiter kann?" sagte Sarina dem Heulen nahe. Auch Heulen war etwas, das sie in den letzten zehn Jahren unterdrückt hatte. Ärgerlich wischte sie sich die Tränen aus den Augen. Plötzlich erscholl ein Pfiff, und der Hund war verschwunden. Statt dessen trat ein alter Mann hinter einem Auto hervor. Auf seinen Armen trug er das zappelnde Tier. "Da bist du ja endlich, du Ausreisser", murmelte er vor sich hin, "ich hatte schon Angst, du seiest von einem Auto überfahren worden, obwohl auf dem Überwachungsbildschirm nichts zu sehen war." Er war so vertieft in das Gespräch mit dem Hund, dass er Sarina nicht bemerkte. Sie drehte langsam, um zu-



rückzurollen. Irgend etwas in ihrem Innern schmerzte, aber sie setzte sich mit einem Schulterzucken darüber hinweg. Doch sofort war der Hund wieder bei ihr und sprang kläffend um sie herum, so dass sie nicht weiterrollen konnte. "Struppi!" rief der alte Mann hinter ihr. "Struppi!" Sie hatte also vorhin seinen Namen richtig erraten. Der Mann stieg die Treppe hinauf und stellte sich vor sie hin. "War der Hund bei dir?" Sie nickte: "Seine Leine hatte sich im Abflussdeckel verheddert." "Oh, du hast ihn befreit." Der alte Mann schüttelte ihr freudestrahlend die Hand. "Vielen, vielen Dank! Du hast mir meinen Freund gerettet. Nie würde ich es ohne ihn aushalten in meiner einsamen Bude." Er deutete auf das Parkplatzüberwachungsbüro am anderen Ende der eintönigen Fläche, umstanden von ein paar grünen Bäumen. "Komm mich doch mal besuchen, bitte, mich und Struppi - ja? Wir würden uns riesig freuen. Wir könnten zusammen Schnaps trinken und Schach spielen. Ich lege dir gleich ein paar Bretter über die Treppe." "Vielen Dank für die Einladung", sagte Sarina höflich. "Ich komme gern, morgen. Morgen werde ich kommen."

Ein seit Jahren nicht mehr gefühltes Glücksgefühl erfüllte sie, als sie im Lift wieder hinauffuhr. "Ich habe einen Menschen getroffen", sagte sie zum Monitorbild der besorgten Oberschwester und des gestrengen Herrn Direktors, "einen Menschen und einen Hund." Aber niemand konnte verstehen, warum sie noch am selben Abend Steuergerät, Computer, und den kleinen Roboter zum Fenster im 17. Stock hinausgeschmissen hatte.

Im Land Pax

Trudi rollte gelangweilt hinaus auf den Balkon. Der Elektrorollstuhl gab ein leises surrendes Geräusch von sich. Hier oben im neunten Stock strahlte die Abendsonne milde vom hellen Himmel und hüllte Trudi in warmes Licht. Drunten im Hof lag schon alles im Schatten. Zwei weiss gekleidete Pflegerinnen führten vorsichtig zwei alte Frauen über die glatte Asphaltfläche. Eine Gruppe Ärzte trat aus der automatischen Türe des Blockes gegenüber.

In zehn Minuten wird die Hilfsschwester kommen, ein unsicheres Lächeln aufsetzen und geschäftig sagen: "So, sind wir müde, gehn wir zu Bett."

"Die geht ja noch lange nicht ins Bett", dachte Trudi bitter. Für Schwester Susi beginnt jetzt die Freizeit, der Abend. Ausgehen wird sie, mit dem Freund wahrscheinlich. Trudi kniff die Lippen zusammen. Scheissheim, das! Seit einem Jahr war sie nun hier, aber sie konnte sich nicht an den Betrieb gewöhnen. "Krüppelsilo" nannte man die Siedlung im Volksmund. 5000 Behinderte und Alte wohnten in den himmelragenden grau-blauen Blocks und in einer Bungalow-Überbauung auf den Hügeln daneben 3000 psychisch Kranke. Von der Autobahn, die an der Siedlung vorbei führte, hörte man das Dröhnen der Motoren.

"Wo nur Regula hingekommen ist?" sinnierte Trudi und blickte angewidert auf die Fensterfront schräg gegenüber. Regula, die mit ihr das Zimmer

geteilt hatte. Plötzlich war sie verschwunden gewesen. Nur noch den leeren Rollstuhl hatte man auf dem Balkon gefunden. Oberschwester Xarunda, die würdige Ordensschwester, hatte eine Suchmannschaft ausgeschickt, aber man hatte keine Spur von Regula gefunden, auch nicht ihren zerschmetterten Körper unten auf dem Hof, wie man befürchtet hatte. Selbstmorde gehörten im Wohnheim "Abendsonne" zur Tagesordnung, aber so spurlos war niemand verschwunden wie Regula.

Trudi blickte auf die Uhr. Schwester Susi hatte Verspätung. Die Sonne näherte sich als roter Ball dem Horizont. Jetzt weg von hier, fortfliegen, etwas erleben, leben. Trudi drückte seufzend auf den Knopf ihres Elektrorollstuhls. Sie musste hinein in das dunkle Zimmer, so viel Schönheit machte sie melancholisch.

Plötzlich fesselte etwas ihre Aufmerksamkeit. Über die Sonnenscheibe flog ein dunkler Punkt, näherte sich und wurde schnell grösser. Verdutzt drehte Trudi sich wieder um und riss die Augen auf. Der schwarze Punkt kam immer näher und entpuppte sich als Hexe auf einem Besen. Sie trug ein dunkles, weites Kleid, und ihr Haar flatterte wild hinter ihr im Wind. Mit der einen Hand klammerte sie sich an ihren Besenstiel und in der anderen trug sie einen zweiten Besen.

Trudi schluckte leer. Sie hatte doch heute ihre Valiums noch nicht gehabt. Woher kam nur diese plötzliche Hallunzination.

Die Hexe flog geradewegs auf das Krüppelsilo zu. Suchend umrundete sie die verschiedenen Blocks und kam dann durch die schnell dämmrig werdende Luft auf Trudi zu. Sie warf den Besen neben ihr auf den Balkon, landete dann selbst und schüttelte ihre Locken. "Gut, dass ich dich noch gefunden habe, ich bin etwas spät dran." Trudi betrachtete sie fassungslos. Die Hexe sah toll aus, kräftig und sprühend. Auf der Stirn trug sie ein schwarzes Zeichen, ein doppeltes Beil. "Komm schnell", sagte sie freundlich, "Regula freut sich auf dich, und sie schickt dir diesen Besen . Wir haben ihn extra ein bisschen abgeändert, damit du dich besser halten kannst mit deinen lahmen Händen."

"Was soll ich, und wo ist Regula, und wer bist du überhaupt?" fragte Trudi verwirrt. "Ich bin die Hexe Pix und komme aus dem Lande Pax. Bei uns leben nur Frauen. Und jetzt wollen wir alle Frauen zu uns holen, die sich in ihrem Lande nicht mehr glücklich fühlen. Regula hat mich geschickt, dich zu holen, weil auch du nicht glücklich bist. Komm zu uns, bei uns gibt es keine Rollstühle, keine Autoabgase, keine Treppen. In Pax reiten alle Frauen auf Besen."

Als Schwester Susi ein paar Minuten später auf den Balkon hinaustrat, fand sie einen leeren Rollstuhl vor. Von oben winkten ihr zwei lachende Frauen zu. Da stürzte Susi ins Haus zurück, riss einer Putzfrau den Besen aus der Hand und folgte darauf den beiden davonfliegenden Frauen. Drei schwarze Punkte vereinten sich in der Luft und verschwanden bald in der untergehenden Sonne.

Nachtragend ist zu bemerken, dass in dem Land, in dem Trudi gewohnt hat, die Besen und die Frauen bald knapp wurden.

Stell Dir vor

Stell dir vor, nein, stell es dir nicht vor, du glaubst es doch nicht. Oder doch, stell es dir vor, deine Phantasie ist ja noch nicht eingerostet. Aber du wirst es nicht glauben. Du wirst lachen, mir auf die Schultern klopfen und sagen: "Ha ha haa, das hast du aber wieder mal gut ausgedacht." Dabei ist nichts ausgedacht, sondern wahr, wirklich, ich habe Beweise. Und ich habe sie mit eigenen Augen gesehen. Ohne Brille zwar, die lag oben auf dem Bord, und du weisst: Ohne Brille sehe ich nicht gerade gut.

Trotzdem, ich habe sie im Halbdunkeln klar gesehen und vor allem deutlich gehört. Schüttle jetzt nicht den Kopf, du weisst, ich bin im allgemeinen eine sehr realistische Person, und ich muss mir selber immer wieder vergegenwärtigen, dass ich nicht geträumt habe. Dabei vertrete ich doch selber die ganze Zeit die Meinung, dass erfundene Figuren wahr werden und erträumte Länder existieren. Aber wenn ich es dann selbst erlebe, hautnah, dann zweifle ich selber wieder, komisch, nicht?

Also, ich versuche jetzt mal, dir alles ganz genau der Reihe nach zu erzählen: Es war auf meiner elektrischen Uhr 00.00 Uhr. Ich erinnere mich so genau wegen den vier Nullen. In dem Moment raschelte es vor dem Fenster. Ich dachte zuerst, es sei Max-Max, Myrtas dicker Kater, du kennst ihn, er kommt immer des Nachts und legt sich auf meine Füsse. Da sagte eine Stimme flüsternd, aber ganz deutlich: "Erschrick nicht, ich bin es."

Die Stimme kam mir bekannt vor, leicht kratzend und sehr sexy, aber ich konnte sie nicht zuordnen. Niemand, oder besser geagt "niefraud", - keine Frau, die ich kenne, hat so eine Stimme.

Das Fenster wurde ganz aufgestossen, und zwei Besen kamen hereingeflogen. Ein Besen, wie er bei uns an der Schopfecke steht und noch ein anderer, auf dessen Stiel so etwas wie ein Kindersessel mit Gurten dran befestigt war. Also, dachte ich, da ist eine, die sich einen Spass mit mir erlauben will, weil ich immer so viel von Hexen schreibe und erzähle. Ich kichere darum: "Was kommt denn da für eine Hexe?", aber ich glaube natürlich nicht im ernst, dass wirklich eine Hexe kommt. An sowas denkt man doch einfach nicht, normalerweise. Die Frau, die über meine Geranienkistchen stieg und wie eine Katze ins Zimmer hüpfte, sah toll aus, kräftig und sprühend. Auf der Stirn trug sie ein schwarzes Zeichen, ein doppeltes Beil.

Und noch immer funkte es nicht bei mir, obschon ich sie doch in meiner Geschichte "Im Lande Pax" genauso beschrieben habe. Sie setzte sich in meinen

Rollstuhl, und ich fragte einfältig: "Wer bist du?" Sie runzelte ärgerlich die Stirn, ich sah es deutlich im Licht, das von der Strassenlampe hereinfiel.

"Was fragst du so blöd! Ich bin die Hexe Pix und komme aus dem Lande Pax. Bei uns leben nur Frauen, und jetzt wollen wir alle Frauen zu uns holen, die sich in ihrem Lande nicht mehr glücklich fühlen. Komm zu uns. Ich habe dir einen Spezialbesen mitgebracht. Bei uns gibt es keine Rollstühle, keine Autoabgase, keine Treppen. In Pax reiten alle Frauen auf Besen."

Sie sagte es Wort für Wort genauso, wie ich sie damals in der Geschichte reden liess. Und da endlich dämmerte es mir. - Du machst ein skeptisches Gesicht. Glaube mir, ich würde auch jetzt noch, wider besseres Wissen, behaupten, es sei nur ein Traum gewesen, wenn da nicht dieser seltsame Besen liegen würde. Gestern nacht kam ich einfach in Panik. "Aber ich bin gar nicht unglücklich, es gefällt mir hier in der Wohngemeinschaft, und ich bin nicht angezogen, und es ist so kalt draussen, und ich kann nicht auf den Kindersessel..."

Ehrlich, ich hatte Schiss, einfach Schiss und darum 1000 Ausreden zur Hand. Pix krauste verächtlich die Nase, stand auf, hob den gewöhnlichen Besen vom Boden auf, setzte sich darauf, sagte spitz: "Wer nicht will, soll es bleiben lassen" und flog davon.

Und flog davon.
Flog einfach davon!
Zum Fenster raus...
Davon.

Du glaubst mir nicht. Aber schau doch dort diesen komischen Besen an mit dem Kindersessel. Er lässt mir keine Ruhe mehr. Er beunruhigt mich, er macht mich nervös. Soll ich mal versuchen, ob er fliegt? Kämst du mit?

Das Geheimnis

Ein Mädchen hatte eine glückliche, unbeschwerte Kindheit erlebt. Es war mit seinen Brüdern und der jüngeren Schwester im Garten umhergesprungen und in Geborgenheit und Freude aufgewachsen.

Aber als der Sommer Herbst wurde und die Weinbeeren sich röteten, befiel das Mädchen eine tiefe Melancholie. Stundenlang konnte es alleine unter dem Birkenbäumchen sitzen. In seinen Augen spiegelte sich seine kleine, begrenzte Welt: die Geschwister, die hinter einem roten Ball herjagten, die letzten Rosen am Hag und Mutter, die ein neues, wenige Wochen altes Menschlein in den Armen wiegte.

Das Mädchen sah nichts von alldem. Es badete im gefilterten, milden Herbstlicht, aber es fühlte nichts. Die Birke wisperte mit dem Wind eine kleine Blattmelodie, aber das Mädchen hörte nichts. Silberne Fäden, die durch die stille Luft schwebten, legten einen Schleier über sein farbiges Kinderröckchen, aber noch immer bemerkte es nichts. Erst als sich ein Schatten über das Mädchen legte und in warme Dämmerung einhüllte, bekam sein Blick Boden, und es sah auf.

Vor ihm stand eine alte Dame, die grauen Haare in kunstvolle Locken gelegt, ein Körbchen mit Äpfeln in den gepflegten Händen. Sie blickte amüsiert auf das Mädchen nieder.

"Was träumst du, Kind, wo wandeln deine Gedan-

ken? Bei uns sind sie jedenfalls nicht." Sie stellte das Apfelkörbchen neben das Mädchen auf die Steinbank und strich ihm mit den flachen Händen übers Haar. "Du bist ja voller Altweiberfäden, Kind. Wie ein altes Frauchen siehst du aus. Was ist mit dir?"

Das Mädchen streckte sich, wie aus dem Schlaf erwacht und seufzte: "Ach Omi, mir ist schon seit Tagen so seltsam zumute. Ich möchte weinen und weiss nicht warum. Ich möchte lachen und sehe dazu keinen Grund. Ich möchte singen und erschrecke über meine Stimme. Ich möchte springen, und meine Füsse sind so schwer. Wenn ich mit den Geschwistern herumtolle, blicken sie mich verständnislos an und sagen: 'Du bist komisch.' Wenn ich das Kind wiege, beginnt es zu heulen. Meine Mutter stösst mich weg, wenn ich sie umarme. Was soll das bedeuten?"

Die Grossmutter trat hinter das Mädchen und flocht ihm aus dem wilden Haar einen straffen Zopf. Sie sah plötzlich um Jahre gealtert aus. Ihr Gesicht war ernst geworden und müde.

"Du bist in der Wandlung, Marisa", sagte sie streng. "Du wirst erwachsen, du wirst eine Frau. Du musst nun aus diesem Garten gehen. Komm!"

Sie nahm das Mädchen an der Hand und zog es mit überraschender Kraft hinter sich her über die verschlungenen Wege. Vor dem hintersten Törchen nahm sie es nochmals warm in die Arme, hauchte ihm einen Kuss auf die Stirne und stiess es dann von sich weg.

Draussen vor dem Tor schien der Herbst weiter fortgeschritten zu sein. Die Luft war kühler, und der Wind spielte wilder. Von einer tiefen Bangigkeit erfüllt, wollte das Mädchen umkehren, aber der heimatliche Garten war plötzlich meilenweit entfernt. Wie durch eine dicke Glaswand sah es seine Geschwister im goldenen Sonnenlicht spielen und seine Mutter, in sich gekehrt, den Säugling wiegen. Die Grossmutter bewegte die Lippen, aber das Mädchen hörte nicht, was sie sagte. Wie durch ein umgedrehtes Fernrohr sah es alles überdeutlich und weit entfernt.

"Hol mich wieder zurück, Omi", schrie es erschreckt, "ich will nicht erwachsen werden!" Doch die alte Dame machte ein strenges, abwehrendes Gesicht und winkte ihm zu gehen.

Das Bild des Gartens war jetzt nur noch so gross wie ein Spiegel und im nächsten Augenblick nur noch ein Sonnenfunken in all dem Grau rundherum.

Fröstelnd und schluchzend setzte sich das Mädchen in Bewegung. Es konnte nicht anders, seine Beine hatten sich selbständig gemacht und bewegten sich mechanisch. Fuss vor Fuss trugen sie es fort auf einem Pfad, der immer schmaler wurde. Zuerst blühten noch vom Winde zerzauste Wiesenastern am Wegrand, aber bald zeugten nur noch ein paar harte Disteln von Leben. Rechts und Links hüllte sich in Nebel, der sich hinter dem Mädchen schloss. Und vor ihm wand sich der Weg unendlich.

Tag um Tag und Nacht um Nacht wandelte es durch Niefrauensland. Es wuchs in die Höhe während den langen Nächten, aber seine Hände fühlten sich kalt an, und sein Herz war erfüllt von trauriger Leere. Nur in seinen Augen blitzte von Zeit zu Zeit ein Funke Leben auf, und es versuchte mit seinen Blicken, den Nebel zu durchdringen.

Nach unendlich langer Wanderschaft veränderte sich endlich die Einöde. Bäume wie eisgraue Gestalten tauchten am Wegrand auf und erschreckten die einsame Wanderin. Das Erschrecken war heilsam wie der Schmerz in einem erwachenden Glied. Das Mädchen schälte sich aus seiner langen Erstarrung und beschleunigte aus eigenem Antrieb seine Schritte.

Ein kleiner, grauer Vogel, der ihm aus dem Nebel vor die Füsse hüpfte, war das erste Lebewesen seit langer Zeit. "Kommst du endlich", zwitscherte er ungnädig, "es wird langsam Zeit."

"Kennst du mich denn?" fragte das Mädchen erstaunt. Es waren die ersten Worte seit langer Zeit. Rauh und fremd drangen sie aus seinem Mund.

Der Vogel trippelte ein kompliziertes Muster auf dem feuchten Boden und schimpfte vor sich hin. "Kennst du mich, was für eine dumme Frage. Du heisst Marisa und hast mich letzten Winter immer gefüttert. Weisst du das nicht mehr? Ein schlimmer Winter!"

Er schüttelte sich, dass graue Tropfen aus dem

grauen Gefieder stoben. Wie an einen fernen Traum erinnerte sich Marisa an ein Vogelbrett, von Schnee bestäubt und umflattert von einem Schwarm zankender Spatzen.

Neugierig folgte sie dem Vogel, und auch die Neugierde war eine erwachende Gefühlsregung, frisch und prickelnd.

Der Weg führte nun nicht mehr geradeaus, sondern er hob und senkte sich, drehte und wand sich und stieg zwischen auftauchenden Felsen hindurch in die Höhe. Der Nebel wurde immer lichter, und plötzlich durchdrangen das erstemal seit langer Zeit Sonnenstrahlen den Dunst und wärmten leicht und angenehm des Mädchens emporgewandtes Gesicht.

Der Vogel verfiel in ein aufgeregtes Gezwitscher und hüpfte voller Freude auf einem besonnten Felsbrocken herum. Und wiederum, das erstemal seit Ewigkeiten, überflog ein Lächeln das Gesicht des Mädchens, wie ein Lichtstreifen, der in ein dunkles Zimmer fällt.

"Komm", sagte es, "komm Vogel!" Es machte ein paar hüpfende Schritte, und es war, wie wenn es die ersten Schritte seit Jahren machen würde.

Die Winterfrau wohnte in einer mit dunkelgrünen Moosen ausgeschlagenen Felsenhöhle gleich unterhalb des Gipfels. Umringt von bizarren Felsen sass sie, alt und grau und riesengross auf einem grauen Stein. Dicht neben ihr sprudelte junges Wasser. Ruhig blickte sie aus ihren eisgrauen Augen dem

Mädchen entgegen und sah dabei selber aus wie ein Stein.

Es war kalt. Der Wind trieb schräg ein paar Schneeflocken gegen das Mädchen und die vereinzelten, verkrüppelten Föhren. Fröstelnd schlang es seine Arme um sich und starrte erstaunt auf die felsenhafte, mächtige Frau.

"Komm, Marisa", sagte die Frau und erhob sich. Wenn sie stand, war sie nicht grösser als das Mädchen. Klein und zierlich trippelte sie vor ihm her in die Höhle. Sie stellte schwarzes Brot und eine dampfende Kanne auf einen grossen Steintisch, setzte sich dahinter und winkte dem Mädchen zuzugreifen.

Während Marisa das harte Brot kaute und den heissen Kaffee schlürfte, schwieg die Frau. Und während sie schwieg, wuchs sie wieder, wurde grösser und grösser, mächtig und grau, bis sie die ganze Höhle ausfüllte.

Entsetzt blickte das Mädchen auf sie. Es meinte zu ersticken neben ihrer Mächtigkeit und suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Erst der Anblick des kleinen Vogels, der vergnügt an ein paar Brosamen herumpickte, gab ihm die Ruhe wieder zurück.

"Wer bist du?" Bei der Frage wurde die Frau klein und zierlich wie zuvor. Ein stiller, starker Funke glomm in ihren grauen Augen.

"Ich bin die Winterfrau", sagte sie. "Du kannst bei

mir bleiben und dir deinen Namen aneignen. Du sollst bei mir arbeiten und lernen. Du wirst dafür Stärke bekommen. Die Stärke, die eine Frau braucht."

So blieb das Mädchen lange Zeit bei der Winterfrau. Es lernte und arbeitete, und langsam füllte sich sein trauriges Herz mit Stärke, und die Hände wurden warm und kräftig.

Der Vogel umflatterte es, schimpfte und pfiff und versuchte hin und wieder sogar zu singen, was ihm allerdings kläglich misslang.

"Ein Spatz ist nun mal keine Nachtigall", meinte lachend die Winterfrau und strich ihm zärtlich über das Köpfchen.

Nach 12 Monden musste Marisa Abschied nehmen, doch der Weg war nicht weit bis zur Frühlingsfrau.

Am Fusse des Berges sass sie auf einer von Zwergtännchen und Birken eingerahmten fröhlichen Frühlingswiese. Die Wiese war über und über bestanden mit tausend verschieden geformten, verschieden farbenen und unterschiedlich duftenden Blumen. In den schrägen Sonnenstrahlen flatterten, summten und flirrten Schmetterlinge, Fliegen, Bienen und Käfer so schön, wie sie Marisa noch nie gesehen hatte.

Die Wiese weckte Erinnerungen im Mädchen, und mit einem plötzlichen Schmerz dachte es an den heimatlichen Garten. Auch dort hatte es goldene

Fliegen gegeben, wunderbar gemusterte Schneckenhäuser und Regenwürmer, die das Erdreich umgruben. Dort hatte es Farben und Formen gegeben und Freude. Oft hatten die Kinder mit bunten Stiften versucht, die Freude zu malen, und jedesmal waren andere Muster entstanden.

Die Frühlingsfrau trug ein blaues, leichtes Gewand und flocht gerade an einem Blütenkranz. Im Hintergrund, unter einer weisstämmigen Birke, die ganz genau der Birke zuhause glich, stand eine aus rohen Brettern zusammengefügte Hütte. Auf dem Dach wuchsen Stiefmütterchen und aus dem Fenster grosse, gezackte Farne.

Die Frühlingsfrau lachte, als ihr der Vogel auf die Schulter flog, und das Lachen klang wie das Klingen silberner Glöcklein. Sie stand auf und wand Marisa den Blütenkranz um die Stirne.

"Kommst du endlich, Gespielin. Du hast lange gebraucht, dir Stärke zu erarbeiten. Aber du scheinst es geschafft zu haben. Deine Arme sehen kräftig aus, und deine Augen blicken fest. Es wird nun Zeit, dass du deine Fantasie freilegst. Was wäre die Welt kahl und trübe ohne Fantasie, ohne Musik und Geschichten. Komm, lass uns singen und springen, lass uns einen Blütenkranz winden und die Sonnenstrahlen weben."

Die Zeit bei der Frühlingsfrau verging wie im Fluge. Sie ersannen zusammen jeden Tag neue Spiele und Vergnügen. Sie machten Musik mit Wassertropfen, die an goldenen Spinnenfäden niederrannen und

dabei in einem wunderbaren Farbenreigen auffunkelten. Sie erfanden Lieder, für jede der tausend Blumen ein anderes. Und sie erzählten sich droben in der Astgabel eines blühenden Birnbaumes sitzend, stundenlang verrückte Geschichten. Sie flochten sich Blüten ins Haar und bewunderten sich im Spiegel einer kleinen Pfütze. Der Vogel wollte es ihnen gleichtun. Er steckte sich farbige Federn zwischen sein graues Gefieder. Aber die Frühlingsfrau kitzelte ihn am Hals. "Was willst du dich mit fremden Federn schmücken, kleiner Spatz. Du bist doch wunderhübsch, so wie du bist."

Ungern nahm Marisa Abschied von der Frühlingsfrau. Die Gegend wurde schnell kühl und öde, kaum hatte sie das Frühlingstal verlassen. Die Schmetterlinge und Fliegen, die sie noch ein Stück begleitet hatten, drehten um. Die Blumen, die ihr die Frühlingsfrau mitgegeben hatte, waren bald verwelkt und das luftige Kleidchen zerrissen.

Die Fantasie, die ihr bei der Frühlingsfrau helle und liebliche Bilder vorgeführt hatte, spielte ihr nun seltsame Streiche: Hinter jedem Baum sah sie seltsame Gestalten und Ungeheuer lauern. Sie bewegten sich drohend und zogen schreckliche Fratzen. Angstvoll blickte Marisa zu ihnen herüber und erschrak immer von neuem, wenn sie meinte, dass sich eines der schrecklichen Wesen auf sie stürzen wollte.

Der kleine Vogel schien von alldem nichts zu merken. Ruhig trippelte er neben ihr her. Da erinnerte sich Marisa, dass sie sich bei der Winterfrau

Stärke erarbeitet hatte. Die sollen nur kommen, dachte sie trotzig und brach sich einen knorrigen Prügel vom nächsten Baum. Sogleich verblassten die Gestalten, und wie Marisa genauer hinsah, waren sie verschwunden. Nur ein paar graue Nebel schwebten zwischen den Stämmen.

Die Sommerfrau lebte in einem immensen Wald auf einer hohen Eiche. Ihre kräftigen, nackten Fersen waren das erste, das Marisa von ihr sah. Sie kletterte behende wie eine Wildkatzen eine Strickleiter herunter und betrachtete Marisa misstrauisch aus ihren schräggestellten grünen Augen. Um ihren sehnigen Körper hatte sie nachlässig ein Fell geschlungen und das bodenlange Haar trug sie in einem dicken Zopf um die Taille geknotet.

"Du hast lange gesäumt bei meiner Schwester", sagte die junge Frau mürrisch. "Dieser ganze Firlefanz hat dir wohl gefallen."

Marisa schwieg betreten. Es war das erstemal auf ihrer Reise, dass ihr eine Frau ablehnend begegnete. Die Atmosphäre hier, die dicken Baumstämme und die Dämmerung am Fusse der Waldriesen flösste ihr Angst ein. Sie musste sich innerlich einen Ruck geben, um zu sprechen, wie ihr aufgetragen war: "Die Frühlingsfrau grüsst dich. Sie lässt dir ausrichten, du sollst mal wieder bei ihr vorbeikommen und mit ihr den Monatstanz tanzen."

Die Sommerfrau setzte eine verächtliche Miene auf, und Marisa wäre am liebsten umgekehrt. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass diese strenge Gestalt

vor ihr jemals die Füsse im Tanz bewegt hatte. Voller Sehnsucht dachte sie an die fröhliche Frühlingsfrau und die leichte, sonnige Stimmung der letzten Monate.

"Du kannst von mir aus gehen, woher du gekommen bist", versetzte die Sommerfrau, als hätte sie ihre Gedanken erraten. Sie drehte sich auf der Ferse um und setzte sich in Bewegung.

Marisa rannte hinter ihr her, aber es war schwierig, mit der Sommerfrau Schritt zu halten. Sie lief mit weit ausholenden, gleichmässigen Bewegungen, und der Waldboden war voller Unebenheiten und dorniger Ranken. "Halt, Sommerfrau, geh nicht weg. Nimm mich auf, ich will von dir lernen."

Die Frau gab keine Antwort, aber sie ging etwas langsamer, so dass Marisa aufholen konnte. Lange Zeit liefen sie schweigend nebeneinander her. Der Wald wurde immer schwärzer und undurchdringlicher, und Marisas Arme und Beine waren blutig zerkratzt. Es war unterdessen fast dunkel geworden.

"Was willst du hier lernen?" fragte endlich die Sommerfrau kurz angebunden.

"Ich weiss es nicht."

"Du kannst bei mir Ausdauer lernen, Hartnäckigkeit, Durchhaltevermögen", sagte die Frau aus dem Finstern. "Aber es wird schwierig werden, das sage ich dir, lange und schwierig."

So blieb Marisa bei der Sommerfrau. Sie machten zusammen tagelange Wanderungen durch die heissen Steppen, die gleich hinter dem Wald begannen. Sie jagten zusammen den gewaltigen Bären und lauerten in langen, unbeweglichen Stunden auf die Wildkatzen. Sie pflückten wilde Beeren und Nüsse für ihren kargen Vorrat, den die Sommerfrau in einer trockenen Baumhöhle aufbewahrte. Und sie beackerten ein hartes, steiniges Stück Land in einer Waldlichtung.

Während der ganzen Zeit blieb die Sommerfrau schweigsam und distanziert. Marisa fühlte sich fremd und überflüssig. Nie verspürte sie die Zärtlichkeit wie zu der Frühlingsfrau oder die Bewunderung wie für die Winterfrau. Ihr Körper wurde zwar zäh und ausdauernd, aber manchmal schrak sie plötzlich auf, wenn sie merkte, dass sie stundenlang bis zur völligen Erschöpfung hinter der Sommerfrau hergelaufen war, ohne etwas zu denken.

Der Winter war lang und hart. Die Mäuse hatten die Hälfte des Vorrats zerstört, und die beiden hungerten in dem kalten, dunklen Wald. Aber nie hörte Marisa eine Klage von der Sommerfrau, und so biss sie selber die Zähne zusammen und schlug mit blossen Fäusten das Eis von ihrem Trinknapf.

Der Vogel war ein treuer Begleiter, aber als der Winter am härtesten war, fand ihn Marisa eines Morgens erfroren am Fusse des Wohnbaumes vor. Sie vergoss heisse Tränen und sogar die Sommerfrau blieb einen Moment stehen und blickte sinnend auf den kleinen, starren Körper. Zum ersten-

mal in der langen Zeit legte sie Marisa den Arm um die Achseln und strich ihr hilflos über die zuckenden Schultern.

Mit dem Frühling kamen die Frühlingsfrau und die Winterfrau. Die Frühlingsfrau ritt auf einer weissen Stute und die Winterfrau, gross und uralt, auf einem mächtigen Elch. Stürmisch umarmte die Frühlingsfrau die Sommerfrau und Marisa, und auch die Winterfrau nahm sie beide zärtlich in die Arme.

Die Frühlingsfrau stiess die Sommerfrau lachend in die Seite: "Du hast dich lange nicht mehr blicken lassen, Schwester. Du nimmst das Leben zu schwer. Aber heute wird getanzt, meine Liebe, heute kannst du nicht kneifen. Heute nacht tanzen wir, dass die Bäume wackeln und die Mondin bleich wird. Und du tanzest mit, Marisa, da wird sich zeigen, ob du bei meiner gestrengen Schwester etwas gelernt hast."

Zum erstenmal sah Marisa die Sommerfrau lächeln. Sie zog Marisa an den langen Zöpfen und sagte: "Sie hat Ausdauer gelernt, das kannst du mir glauben. Sonst hätte ich sie schon längst weggeschickt. Sie wird den Tanz durchstehen, das garantiere ich."

Die Winterfrau, die wieder jung und zierlich aussah, machte ein paar hüpfende Tanzschritte. "Ach, wenn doch schon Abend wäre, ich freue mich so."

Die Frühlingsfrau hatte einen Vogelchor und ein Fröschenorchester mitgebracht. Als die Mondin ihre ersten tastenden Lichtfinger über die grosse Wie-

se in der Mitte des unermesslichen Waldes warf, begannen sie mit dem Tanz.

Die Frühlingsfrau tanzte durch die Luft und auf den silbernen Nebelschwaden, die schräg durch die Tannen zogen. Während sie tanzte, war sie umschwärmt von all den Schmetterlingen, Fliegen und Käfern, die Marisa von der Frühlingswiese her kannte. Sie schienen aus ihrem Kleid zu kommen und umhüllten die Frühlingsfrau mit einem schwirrenden, farbigen Schleier.

Die Winterfrau tanzte mal langsam, gemessen, mal geschwind wie der Wind. Sie tanzte mal gross wie die höchste Eiche, mal klein wie eine Elfe. Sie war eine uralte Frau, ein Fels, der tanzend all die geheimen Muster nachzog, die seit Entstehung der Welt in ihr lagen. Dazu sang sie mit mächtiger Stimme. Und es tönte, als sei ein gewaltiges Rauschen in den Lüften.

Die Sommerfrau tanzte auf ihren blossen Füssen kraftvolle Wirbel. Das bodenlange Haar hatte sich aufgelöst und flatterte wie ein schwarzer Seidenmantel hinter ihr her oder hüllte sie ein in dunkle Nacht. Sie hatte die Arme gegen die Mondin gereckt und schrie wilde Schreie. Und plötzlich war sie umringt von all den wilden Tieren des Waldes, die auf leisen Pfoten mit ihr tanzten.

Marisa sah voller Bewunderung zu. Bald tanzte sie mit. Jeder der drei Frauen konnte sie folgen. Sie konnte sich in die geheimnisvollen Tanzthemen und Schritte einfühlen und mithalten, wenn sie sie auch nicht verstand.

Die Sommerfrau tanzte am allerlängsten und ausdauernsten. Als die beiden andern längst prustend und lachend an der Seite Marisas ins Gras gesunken waren, tanzte sie immer noch mit erhobenen Armen der aufgehenden Sonne entgegen. Die wilden Tiere waren eines nach dem anderen im dunklen Wald verschwunden. Sie tanzte noch, als die Sonne am höchsten stand und unbarmherzig auf die Waldwiese niederbrannte, sie tanzte rot umglüht vom Abendrot, und sie tanzte wieder mit der Frühlingsfrau, der Winterfrau und Marisa zusammen einen Tanz zu Ehren der aufgehenden Mondin.

Die vier Frauen tanzten den Monatstanz all die folgenden Nächte. Manchmal tanzten sie auch am Tag im fliessenden Licht des frühen Morgens oder auf den kräftigen Schwingen des Ostwindes. Mit der Zeit bekam Marisa einen eigenen Rhythmus und musste nicht mehr den anderen folgen. Jede Nacht fand sie weitere Schritte und Schwingungen des eigenen Musters. Die drei Lehrerinnen, Gefährtinnen der letzten Zeit, bildeten einen Kreis um sie und klatschten in die Hände, als sie zum erstenmal den ihr eigenen, vollständigen Monatstanz tanzte.

In der folgenden Nacht war Neumond. Die drei Frauen waren seltsam still und gesammelt. Wieder vereinigten sie sich auf der grossen Tanzwiese und nahmen Marisa in die Mitte.

"Du musst nun gehen", sagte die Winterfrau. "Es wird Zeit."

"Lass dich nicht einschüchtern", sagte die Früh-

lingsfrau. "Deine Fantasien leben, aber du musst sie beherrschen."

"Du wirst es schaffen", sagte die Sommerfrau lobend. "Du bist zäh geworden."

"Was muss ich denn jetzt noch lernen?" fragte Marisa angstvoll. "Kann ich nicht bei euch bleiben?"

"Es genügt nicht, einen eigenen Namen zu haben und ein eigenes Muster. Eine Frau muss das Geheimnis wissen", antworteten die drei Frauen wie aus einem Mund, wandten sich ab und verschwanden lautlos im Wald.

Es war plötzlich stockdunkle Nacht geworden. Totenstill lag die Luft und umklammerte erstickend Marisas Körper. Immer neue Wellen giftiger Angst erfüllten ihr Inneres, wie genährt aus einer unterirdischen Quelle.

Sie machte sich auf den Weg, aber der Weg war länger, harter und furchtbarer als alle Wege, die sie bis jetzt gegangen war. Schmerzhaft vermisste Marisa den kleinen, grauen Vogel, Gefährte von früher.

Als der grosse Abgrund begann, setzte sie sich an seinen Rand und starrte ins Nichts. Aus der unermesslichen Tiefe drang eisige Kälte und liess sie erstarren. Die Stärke ballte sich in ihren Muskeln zu einem unbändigen Schmerz, die Durchhaltekraft zerriss ihr beinahe das Hirn, und vor ihren Augen tanzten furchterregende Gestalten, die mit jedem Augenblick näher kamen, einen grauenhaften Tanz.

"Kind, Kind, was sitzt du hier und starrst?" sagte die Herbstfrau hinter ihr mit warmer Stimme. Als Marisa sich umdrehte, sah sie sich einer rothaarigen Frau mittleren Alters gegenüber. Sie war wie eine Bäuerin gekleidet und strahlte einen Duft von frischen Äpfeln und Milchkaffee aus. Augenblicklich wurde es Marisa warm, und die Starre ihres Herzens löste sich auf in einem gleichmässigen, beruhigenden Klopfen.

Zwei Schritte von der öden Steinwüste entfernt, erstreckte sich ein wunderschöner Garten, schöner als alles, was Marisa je gesehen oder erträumt hatte. Die Bäume hingen voll der köstlichsten Früchte, wie kein Mensch sie sich erdenken kann. Der Boden war von einem Blumenteppich bedeckt, schöner und vielfältiger als bei der Frühlingsfrau. Edle Tiere strichen durchs Gebüsch, und im blühenden Hag sangen Vögel zauberhafte Melodien. Aber das Wunderbarste war die leichte, fröhliche Stimmung, die alles umfloss.

"Das muss das Paradies sein", dachte Marisa. "Wahrscheinlich bin ich gestorben."

"Paradies und Hölle sind so nahe beieinander wie Leben und Sterben", sagte die Herbstfrau freundlich. Marisa bemerkte erstaunt, dass sie sich jeden Moment veränderte: Mal war sie eine alte Frau mit einem lieben Fältchengesicht, mal ein junges, stolzes Weib. Mal war sie braun mit langen, schwarzen Locken, mal schlitzäugig, mal rot, mal von einer Rasse, die Marisa nicht kannte. Und immer glich sie auf wunderbare Weise der Winterfrau, der Frühlingsfrau und der Sommerfrau.

"Wie kann sie allen dreien gleichen, wo sie doch so verschieden sind", dachte Marisa, und wieder antwortete die Herbstfrau, wie wenn sie Gedanken lesen könnte: "Wir haben alle das selbe Grundmuster."

Sie führte Marisa an einen grossen Teich, in dessen Spiegelbild sie sich selber und die Herbstfrau sehen konnte. Sie sah sich selbst als kleines Mädchen mit der alten Flickenpuppe im Arm. Und die Herbstfrau als genaues Ebenbild des kleinen Mädchens. Sie drehte sich schnell um nach der Herbstfrau, aber neben ihr stand wieder die Bäuerin von vorhin.

Plötzlich blinkten Sonnenfunken auf dem Teich und Marisa konnte durch das Wasser bis auf den Grund sehen. Vor dem dunklen Hintergrund erschien langsam das Bild des heimatlichen Gartens. Aufgeregt liess sich Marisa auf die Knie nieder, um alles genauer zu betrachten. Der heimatliche Garten, der vertraute Steinbrunnen, aus dem Wasser in das Wasser des Teiches zu fliessen schien. Und wo waren die Geschwister? Wenn die Sonne so golden schien, waren sie meist in der Geissblattlaube anzutreffen.

Sie kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Unvermittelt trat die Schwester links aus dem Schatten der Rotbuche ins Bild. Marisa erkannte sie kaum wieder. Sie war grösser geworden und wirkte fast erwachsen, noch mit dem milden Schmelz der Kindlichkeit auf der Stirne. An der Hand führte sie ein kleines Kind mit blonden Lok-

ken, und hinter ihr drängten sich die Brüder, grosse Knaben. Alle waren dunkel gekleidet. Sie gingen schweigend über den schmalen Weg auf die Haustüre zu, die mit schwarzem Flor umkränzt war.

Ein unmerklicher Bildwechsel gab den Blick auf das Zimmer der Grossmutter frei. Sie lag aufgebahrt auf einem hohen Bett. Eine gebeugte, ältere Frau in Schwarz kniete daneben. Die Geschwister traten ein und legten kleine Sträusse auf die Brust der Toten.

"Omi! Mutter!" schrie Marisa erschrocken und wollte sich auf das Bild stürzen. Im selben Moment flackerten die Kerzen an der Seite der Aufgebahrten und das Bild zerrann zwischen den Wasserkreisen, die Marisas Bewegung ausgelöst hatten.

Eine Hand hielt sie am Arm zurück und als sie sich umwandte, war aus der Herbstfrau eine wunderschöne Negerin geworden, mit goldenen Armreifen und einem blitzenden Gebiss. Nur die Stimme war noch dieselbe, hatte den warmen, dunklen Klang einer Erzglocke.

"Fürchte dich nicht,
in uns ist die Kindheit und
das Alter.
Die Einfalt und die
Weisheit.
In uns ist Tod und Leben.
Im Leben ist Vergehen
und im Tod ist Erwachen.

In uns
ist warm und kalt
und ja und nein,
ist suchen und finden
und gestern
und heute.
Dies ist das Geheimnis."

Die Negerin wurde zusehends älter. Die straffe, schöne Haut durchzog sich mit vielen Furchen und die Gestalt wurde unförmig und gebeugt. Sie setzte sich auf den Boden und seufzte. Voller Schreck sah Marisa, dass ihr Gesicht und die Hände von weissem Aussatz überdeckt waren, der sich schnell ausbreitete.

Sie kniete neben ihr nieder und versuchte, die Kraftlose aufzurichten. Aber es ging schnell zu Ende mit der Herbstfrau. Sie öffnete nochmals die Augen und flüsterte: "Vergiss nicht, was ich dir gesagt habe!"

Dann hielt Marisa ein Totengerüst in den Armen, klappernde Knochen in der plötzlichen Kühle der Luft.

Entsetzt sah Marisa um sich. Der Garten war in einem raschen Verfall begriffen. Die Blumen liessen, schon halb in Verwesung, ihre Köpfe hängen. Die Bäume sanken einer nach dem andern mit einem Ächzen zu Boden, gestürzt von einer unsichtbaren Macht. Auf dem vom plötzlichen Sturm aufgewirbelten Teich schwammen Fische mit dem Bauch nach oben, und von der Existenz der anderen Tiere

zeugten nur noch stinkende Kadaver und kleine Skelette. Dunkelheit nahte wie eine schwarze Wand.

Verstört floh Marisa. Der üble Geruch verfolgte sie und brachte sie zum Würgen. Der kalte Wind biss sich in ihre Haut, und die blossen Füsse stiessen sich an dem harten, kantigen Steinboden.

Aber bald zeigte sich wieder zartes Grün. Der Wind liess nach, und je weiter Marisa ging, desto kräftiger und frischer wurde die Vegetation.

Die Worte der Herbstfrau klangen ihr im Herzen und füllten es mit Ruhe.

In uns ist
die Kindheit und das Alter.
Die Einfalt und die Weisheit.
In uns ist
Tod und Leben.
Im Leben ist Vergehen
und im Tod ist Erwachen.
In uns ist
warm und kalt
und ja und nein,
ist suchen und finden
und gestern und heute.
Dies ist das Geheimnis.

Ausdauernd lief Marisa. Als sie den Gipfel eines Hügels erreicht hatte, sah sie unter sich im Tal ein kleines Städtchen träumen. Aus vereinzelten Kaminen kräuselte sich weisser Rauch.

"Ich komme", schrie Marisa freudig in die aufgehende Sonne hinein und rannte den Abhang hinunter auf das Städtchen zu.

Das Rotstühlchen

Es war einmal ein herziges Mädchen. Das wollte nur immer in seinem roten Rollstühlchen sitzen und in keinem andern. Darum nannten es die Leute bald nur noch Rotstühlchen und vergassen seinen richtigen Namen.

Eines Tages sagte die Mutter zu Rotstühlchen: "Die Grossmutter hat telefoniert. Sie hat wieder mal ihre Brille verlegt. Kannst du zu ihr rollen und ihr suchen helfen? Und bring ihr auch gleich diesen Wein und den Kuchen, den ich gebacken habe, damit Grossmutter etwas Stärkendes zu essen kriegt. Bleib dabei aber brav auf dem Weg. Nicht dass du den Kuchen wieder dem grossen, bösen Wolf verfutterst, wie das letztemal. Du bist jetzt gross und vernünftig und solltest dies nicht mehr machen." Da das wirklich stimmte, nahm Rotstühlchen also das Körbchen mit dem Wein und dem Kuchen vor sich auf die Knie und rollte los.

Nach der ersten Wegbiegung im Wald, kam der grosse, böse Wolf hinter den Bäumen hervor und brummte: "Ich habe so Hunger. Gibst du mir etwas von deinem guten Kuchen?" "Nein", sagte Rotstühlchen. "Ich bin nun gross und vernünftig, du bekommst keinen Kuchen."

Der grosse, böse Wolf meinte, es mache bestimmt nur Spass, und weil er sehr hungrig war, lief er hinter dem Rotstühlchen her bis zu Grossmutters

Häuschen. Dort wollte es in Grossmutters Häuschen hineinrollen, ohne ihn zu beachten. Da merkte der grosse, böse Wolf, dass das Rotstühlchen wirklich gross und vernünftig geworden war und das machte ihn so wütend, dass er ihm den Kuchen entreissen wollte. Bei seinem wilden Sprung verfing er sich aber mit den Zähnen in den Rollstuhlspeichen und konnte nicht mehr loskommen. Rotstühlchen fiel samt Kuchen aus dem Rollstuhl und lag schreiend am Boden. Der grosse, böse Wolf hing knurrend in den Rollstuhlspeichen und die Grossmutter tappte hilflos am Fenster hin und her und jammerte: "Kind, Kind, was ist nur geschehen? - Wenn ich nur meine Brille finden könnte!"

Da kamen zum Glück zwei schmucke Burschen des Weges, Mäxchen und Alfredfredy, der Wegwerfmaler. Sie hoben Rotstühlchen vom Boden auf und trugen es ins Haus, fanden die Brille der Grossmutter und halfen Kuchen essen und Wein trinken.

Den grossen, bösen Wolf liessen sie zur Strafe noch ein bisschen in den Rollstuhlspeichen hängen. Aber mit dem Rest des Kuchens und des Weines zähmten sie den grossen, bösen Wolf, so dass ihn Rotstühlchen vor sein rotes Rollstühlchen spannen konnte.

Da waren nun beide zufrieden. Rotstühlchen brauchte nicht mehr selber zu fahren und der Wolf bekam überall von den Leuten etwas zu essen.

P. S. Die Freaks kennen natürlich auch die gewohn-

te Version dieser Geschichte, aber sie finden sie sehr *normal.* Sie meinen auch, dass man den Kindern nicht so grausige und vor allem wissenschaftlich unmögliche Geschichten erzählen soll. (Wer hat denn schon erlebt, dass ein Wolf seine Beute ganz verschlingt und lebendig wieder rauslässt?) Ausserdem sei auch ein grosser, böser Wolf ein Geschöpf Gottes.

Die Freaks haben auch andere Märchen so umgestaltet, z. B. im "Wolf und sie sieben Geisslein". Der Wolf heiratet am Schluss die Geissenmutter und wird Vater der sieben Geisslein.

Ehrlich - finden Sie nicht auch, dass die Freaks ein romantisches Volk sind?

Rotkäppchen

Rotkäppchen wollte mal wieder ihre gute Freundin, die Grossmutter, besuchen. Unterwegs begegnete sie dem Wolf. Der quatschte sie gleich auf die Softy-Tour an: "So allein, mein schönes Fräulein! Haben sie keine Angst vor Wölfen? Soll ich sie ein Stücklein begleiten?" "Ich kann Karate, mein schönes Herrlein", sagte Rotkäppchen kühl und ging eilends zur Grossmutter. Dort legte sie sich zu ihr ins warme Bett, und sie erzählten einander kichernd allerlei Wolfs- und andere Horrorgeschichten. Der Wolf, der Rotkäppchen gefolgt war, heulte und

jammerte vor der Tür herum, als er merkte, dass man ihn nicht brauchte. Ein Jägersmann, der des Weges kam, rief prahlerisch: "Ich muss die schwache Frau Grossmutter beschützen", hob sein Gewehr und schoss den Wolf tot. Doch bevor dieser verendete, biss er dem Jäger die Kehle durch. So war und ist es leider immer in der Geschichte; Wolf und Jäger bringen sich gegenseitig um, wenn man sie nicht daran hindert.

Hannchen und Gretel

Hannchen und Gretel wurden von ihren Eltern im Walde ausgesetzt, weil die sich ihrer, ehrlich gesagt, ein bisschen schämten. Zuerst wollten die beiden ja wieder zurück in ihre Vaterwelt und streuten Steinchen, damit sie den Heimweg fänden. Nach dem zweiten frustrierenden Versuch liessen sie es aber bleiben und folgten statt dessen einem Vogel, der sie tief in den Wald führte. Als sie Hunger bekamen, fanden sie zum Glück ein Lebkuchenhäuschen, an dem sie zu knappern begannen. Leider war das Zeug hundealt. Plötzlich rief eine Stimme aus dem Häuschen:

"Knusper, Knusper, Knäuschen,
wer knuspert an meinem Häuschen?"

"Sind Hannchen und Gretel, uns knurrt der Magen, komm lieber raus, statt blöd zu fragen", antworteten die beiden, wie es sich für gut erzogene junge Damen geziemt. Da kam ein altes Weib

aus dem Häuschen geschlurft, tätschelte den beiden freundlich die Wangen und kicherte: "Brav, meine Töchterchen, endlich mal zwei, die die Wahrheit sagen und nicht was vom Wind und himmlischen Kind faseln. Zur Belohnung dürft ihr jetzt bei mir bleiben und das Hexeneinmaleins lernen." Das brauchte man den beiden nicht zweimal zu sagen; sie brachen das alte Lebkuchenhäuschen ab und verfutterten es den Vögeln. Dann bauten sie sich eine hübsche Hütte, lernten hexen und wurden berühmt.

Der Froschkönig

Es lebte einst eine hübsche Prinzessin, die spielte am liebsten mit ihrem goldenen Ball Fussball. Eines Tages aber fiel dieser in einen tiefen Brunnen. Die Prinzessin vergoss ein paar heisse Tränen, denn man soll ja seine Gefühle nicht ständig zurückdrängen, und sie hatte den Ball wirklich gemocht. Da planschte ein hässlicher Frosch aus dem Brunnen und quakte: "Wenn du mir einen Kuss gibst, bringe ich dir den Ball zurück." Die hübsche Prinzessin sprang angeekelt davon: "Igitt, igitt nein, du könntest dich ja in einen Prinzen verwandeln!" Gemeinsam mit ihrer Kammerzofe setzte sie den Frosch vor die Tore des Parks, dann holten sie den Ball herauf, spielten damit zusammen und lebten mehr oder weniger glücklich bis an ihr Lebensende.

Dornröschen

Dornröschen hatte in einem Frauen-Workshop das Spinnen gelernt. Aber als sie es zuhause versuchen wollte, stach sie sich in den Finger - sie war eben ein bisschen ungeschickt. Da sie kein Blut sehen konnte, fiel sie vor Schreck gleich in Ohnmacht. Ihre Freundin, Prinza, die ein echter KV war, kam gerade auf dem Motorrad angebraust, einen grossen Strauss wunderbar duftender Rosen im Arm. Voller Schreck stürzte sie sich auf Dornröschen und gab ihr einen stürmischen Kuss. Dabei kratzten die Rosendornen Dornröschens zarte Haut, sie erwachte und freute sich, Prinza zu sehen. In demselben Augenblick gab in der Küche des Hauses der Koch dem Kochlehrling eine Ohrfeige, weil dieser Zucker statt Salz in die Suppe geschüttet hatte. Alles andere, was du je von dieser Geschichte gehört hast, ist Märchen, auch das mit den hundert Jahren Schlaf und ganz besonders der Schluss mit dem Prinzen.

Weitere Bücher von Ursula Eggli

SAMMELBAMMEL UND ROLLSTUHL-RÄDER

Kinderroman
von *Ursula Eggli*
Hagen Stieper

Es fängt damit an, wie Marlis Paul kennenlernt und mit der Geschichte von Bamm Muschel, der Bammel sammeln geht. Struppi tritt in Erscheinung, und wir hören, was die Moffel mit ihrer Einflüsterung anrichtet.

Von Mutter und Rolf und einem schlimmen Streit ist die Rede. Von Ostern, die Marlis auswärts bei ihrem Vater verbringen muss. Eine tolle Überraschung steht bevor und die Geschichte von Struppi als Fernsehstar.

Ärger mit den Nachbarn - und Tränen gibt's. Marlis sollte in ein Ferienlager für behinderte Kinder gehen, hat aber keine Lust dazu. Trotzdem kommt es zur Ankunft im Ferienlager und zur Geschichte von Ritter Tomatius di Pomodori.

Ritterturniere und Galaessen, eine Nachtübung und Claudius werden zur bleibenden Erinnerung. Marlis erzählt von Claudius' Beerdigung, an der die Stimmung wie ein Apriltag war. Dann wird es Herbst. Rita hat Geburtstag, und Marlis hat wieder Hoffnung.

DIE ZÄRTLICHKEIT DES SONNTAGS-BRATENS

Geschichte einer Familie
von *Ursula, Daniel und Christoph Eggli*

Was sich an Erlebtem aufgetürmt hat, verpflichtet zur Mitteilung. In der Tat ist daraus ein originelles literarisches Experiment entstanden. Es war die Idee von Ursula, mit ihren Brüdern über die "verrückten Egglis" zu schreiben. Subjektiv und zynisch, bös und lieb, feindselig und geschwisterlich schreiben sie darauflos, gegeneinander, füreinander. Mit trotzigem Humor und unerschütterlicher Zuversicht kämpfen sie gegen die Tragik ihrer Schicksalsgemeinschaft an, zu Mitverantwortlichen und Mitwissern einer perfiden Verquertheit des Lebens.

HERZ IM KORSETT

Tagebuch
einer Behinderten

"Ursula Eggli beschreibt sehr nüchtern, scheinbar emotionslos ihr Leben und wie sie damit fertig wird. Sie erzählt einfach und brachte eines der spannendsten Bücher zusammen, die in den letzten Jahren erschienen sind."

FORTSCHRITT
IM GRIMMSLAND

Ein Märchen für
Mädchen und Frauen

Die moderne, junge Hexe *Ri-Ta* macht sich auf ihrem Hexenbesen auf den Weg zu ihrer Freundin, der Fee mit den 4 Rädern am Hintern. Begleitet wird sie von der *"Kleinen Hexe"*, der bekannten Kinderbuchgestalt von *Otfried Preussler*.
Auf ihrer Reise geraten die beiden Hexen nach Grimmsland, in dem unterdessen die moderne Zeit mit all ihren schrecklichen und gefährlichen Auswirkungen angebrochen ist.

DIE BLÜTENHEXE
UND DER BLAUE
RAUCH

Ein modernes Märchen

Wie schon in der Geschichte *"Fortschritt im Grimmsland"*, erlebt die moderne Blütenhexe *Ri-Ta* allerlei spannende und traurige Abenteuer. Wieder wird uns ein Spiegel unserer Gesellschaft vorgehalten, der erschrecken kann. Hoffnung liegt aber

auch wieder in den Frauen, die gegen die zerstörerischen Kräfte ankämpfen, in den ausserhalb der Norm lebenden Freaks und in den Fantasiewesen "Glücksdrachen", die zu Hilfe kommen.

FREAK-
GESCHICHTEN

Für Kinder
und Erwachsene

Heiter schrullige Geschichten für Kinder, geeignet, ihnen das Thema "Aussenseiter" näherzubringen. Auch für Erwachsene, die verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen.

Ursula Eggli, geboren am 16. November 1944 in Dachsen (Schweiz) war lange Zeit in der Behinderten- und Frauenbewegung engagiert. Bekannt als Autorin verschiedener Bücher, lebt sie in einer Wohngemeinschaft in Bern.

Ursula Eggli hat ihre Märchen aus der Schublade hervorgeholt und mit deren Geschichten eingerahmt. Eine amüsante und poetische Sammlung ist daraus entstanden, die für jede und jeden etwas bereithält. Illustriert von der Autorin.

RIURS-Eigenverlag, Wangenstr. 27, CH-3018 Bern

ISBN-Nr. 3-905 490-05-5 Fr./DM 14.–